



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

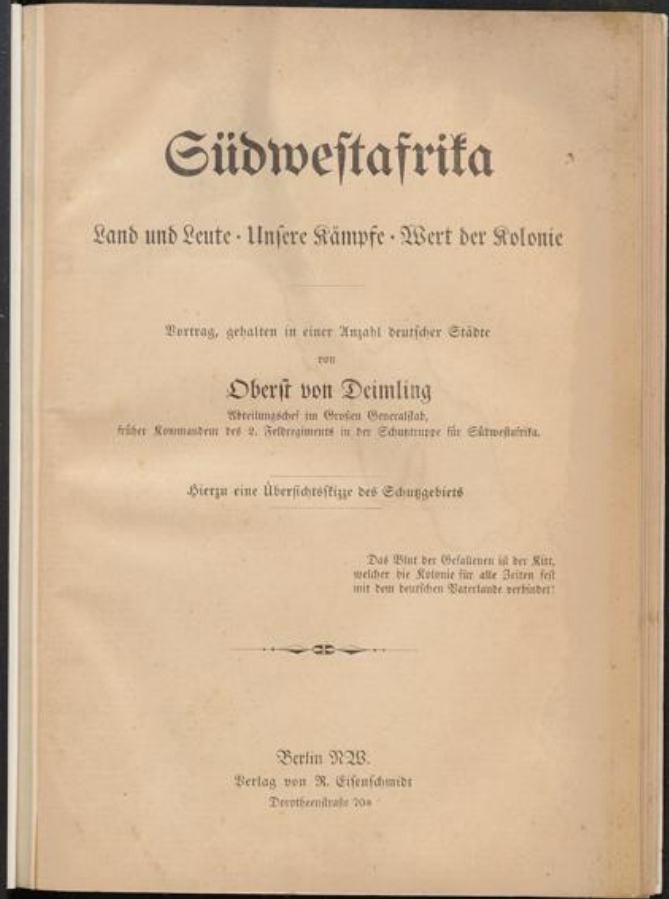
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Südwestafrika**

**Deimling, Berthold von**

**Berlin, [1906]**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-10298**



# Südwestafrika

Land und Leute · Unsere Kämpfe · Wert der Kolonie

Vortrag, gehalten in einer Anzahl deutscher Städte

von

**Oberst von Deinling**

Stellungsbefehl im Obersten Generalstab,  
früher Kommandeur des 2. Bataillons in der Schutztruppe für Südwestafrika.

Hierzu eine Übersichtskarte des Schutzgebietes

Das Blut der Gefallenen ist der Kitt,  
welcher die Kolonie für alle Zeiten fest  
mit dem deutschen Vaterlande verbindet!

Berlin NW.

Verlag von H. Eifenichmidt  
Deutscherstraße 70a

von Deinling  
Südwestafrika

1906

8

K658

385/54

Buchbinderei  
Wilh. Radtke  
Kiel-G.  
Helmholtzstr. 8





# Südwestafrika

Land und Leute · Unsere Kämpfe · Wert der Kolonie

Vortrag, gehalten in einer Anzahl deutscher Städte

von

Oberst von Deimling

Abteilungschef im Großen Generalstab,  
früher Kommandeur des 2. Feldregiments in der Schutztruppe für Südwestafrika.

Hierzu eine Übersichtsskizze des Schutzgebietes

Das Blut der Gefallenen ist der Kitt,  
welcher die Kolonie für alle Zeiten fest  
mit dem deutschen Vaterlande verbindet!



Berlin NW.

Verlag von R. Eisenschmidt

Dorotheenstraße 70a

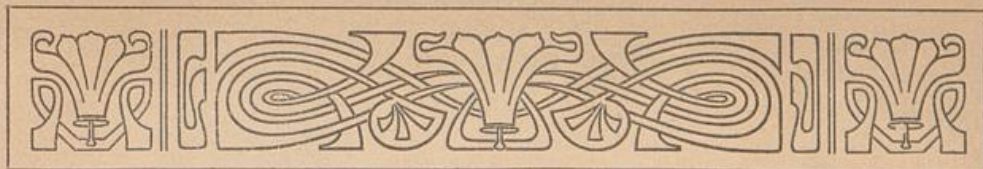
Universitäts-Bibliothek  
Kiel

1929 h 2565

[Berthold] von D.

K  
(1906)

~~A~~  
07.10.24



Hochverehrte Damen und Herren!

Wenn ich diese Versammlung überblicke, so regt sich in mir der glühende Wunsch, meine Kameraden draußen in Südwestafrika, Offiziere und Reiter, möchten jetzt einen Blick in diesen Saal tun können! Wie würden sich ihre Herzen freuen, wenn sie diese warme Teilnahme und dieses rege Interesse sähen.

Nicht immer war es so. Es gab Zeiten, wo durch das große weltbewegende Drama in der Mandchurei die Blicke des deutschen Volkes abgelenkt wurden von den kleinen, aber schweren und blutigen Kämpfen seiner Söhne in Afrika. Diese Zeiten sind Gott sei Dank vorbei.

Hocherfreulich ist es jetzt zu sehen, wie mehr und mehr das Interesse für die Vorgänge draußen und für unsere Kolonie sich zu regen und zu heben beginnt.

Dieses Interesse wird aber noch allgemeiner werden, wenn erst mehr bekannt sein wird, mit welcher gewaltigen Schwierigkeiten unsre Truppen zu ringen haben; wenn sich erst die Überzeugung Bahn gebrochen haben wird, daß sie nicht für eine Wüste und Sandbüchse kämpfen, sondern für eine Kolonie, welche eine wirtschaftliche Zukunft verspricht — und wenn uns erst allgemein zum Bewußtsein gekommen, daß ein Land, in welchem so viele deutsche Söhne gefallen und begraben sind, uns kein fremdes Land mehr ist, sondern ein Stück deutsches Land, für welches zu sorgen wir die heilige Pflicht haben.

Mit Freuden habe ich darum der Aufforderung der Kolonialgesellschaft entsprochen, heute vor Ihnen über Südwestafrika zu sprechen. Bietet sich mir doch dadurch Gelegenheit, auch meiner-

seits ein Scherflein dazu beizutragen, daß mehr Licht über die Verhältnisse draußen verbreitet wird. —

Ich will zuerst **Land und Leute** schildern, alsdann auf die bisherigen **Kriegsereignisse** eingehen und schließlich mein Urteil über den **Wert und Nutzen** der Kolonie abgeben.

Sie brauchen nicht zu befürchten, in die Hände eines einseitigen Kolonialfanatikers geraten zu sein.

Als ich mich vor 1 $\frac{3}{4}$  Jahren freiwillig zur Übernahme eines Kommandos in Südwestafrika meldete, geschah es deshalb, weil ich als Soldat auch einmal etwas vom Kriege erleben und nicht immer nur mit Platzpatronen schießen wollte.

Mit den Kolonialbestrebungen stand ich bis dahin in keinem andern Zusammenhang, als daß ich alljährlich meinen Beitrag in die Kolonialvereinskasse zahlte und jedesmal weidlich schimpfte, wenn ich zahlen mußte.

Daß ich draußen aber aus einem Saulus ein Paulus geworden bin, wird mein Vortrag lehren.

Und nun bitte ich, mit mir in den bereitstehenden Dampfer der Woermann-Linie einzusteigen, wir wollen zusammen nach Swakopmund fahren.

Unterwegs legen wir nur einmal an, und zwar am sechsten oder siebenten Tag in Madeira, um Kohlen zu nehmen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich so ganz en passant mir die Frage erlauben, warum denn Madeira, dieses herrliche, wunderschöne Eiland, so verhältnismäßig wenig von Deutschen besucht wird. Die Reise dahin ist nicht teurer als eine Schweizerreise, sicherlich aber ebenso lohnend und Erholung bringend. Sie hat außerdem den Vorteil, daß sie uns deutsche Landratten auf das weite Meer hinausführt, uns einen Blick tun läßt in den sich dort vollziehenden Handel und Wandel und so unser Verständnis erweitert für die Aufgaben, die wir auf dem Meere erfüllen müssen, wenn wir uns nicht von dort wegdrängeln lassen wollen.

Noch besser ist es freilich für denjenigen, der über ein größeres Portemonnaie verfügt, die Reise auszudehnen bis in unsere Kolonien Kamerun und Togo.

Von Madeira geht die Reise 16 Tage lang ununterbrochen weiter. Während dieser Zeit werden wir der auf unsern modernen Dampfern üblichen Mastkur unterworfen, um uns so in sachgemäßer Weise für die kommenden Entbehrungen zu trainieren. Endlich am 23. Tag unrer Ausreise von Hamburg heißt es — „Swakopmund in Sicht!“ — Alles hinauf auf Deck, die Görzgläser vor Augen.

Und nun möchte ich Ihnen gern die Freude machen, Ihnen zum Willkommen eine recht schöne tropische Landschaft vor die Augen zu zaubern.

Allgemeiner  
Charakter des  
Landes.

Leider kann ich es aber nicht, denn unserer Kolonie ist in ihrer ganzen Längenausdehnung von Nord nach Süd ein absolut wasser- und vegetationsloser Wüstengürtel vorgelagert, die *Namib*.

Die Breite dieses Wüstengürtels beträgt im Norden 50—60 km und erweitert sich gegen Süden bis zu 100 und mehr Kilometer. Deshalb sehen Sie jetzt, soweit das Auge reicht, nur eine rötliche Sandwüste ohne jeglichen Baumwuchs; im Vordergrund die weißen, niedrigen Häuser von Swakopmund, wie aus der Weihnachtskackel eines Jungen aufgebaut; ganz im Hintergrund ragen einige granitne Bergspitzen aus dem Sandmeer hervor — und über dem ganzen Bild brütet die grelle afrikanische Sonne.

In hohen und langgestreckten Wellen schlägt die Brandung gegen die flache, niedere Küste. Swakopmund ist kein Hafen, sondern nur eine offene Reede. Um den Leichtern und Booten das Landen bei der hohen Dünung zu ermöglichen, hat man vor Jahren eine Mole, einen Wellenbrecher gebaut. Diese Mole ist jetzt aber versandet, so daß die Boote dort nicht mehr landen können. Die Eisenbahntuppe hat deshalb weiter südlich in ebenso schwerer als verdienstvoller Arbeit einen Pier gebaut, d. h. eine weit in das Meer hinausgehende Landungsbrücke. An diese Landungsbrücke senden die Dampfer ihre Boote zum Löschen.

Die Arbeit des Löschens drängt sich aber nur auf die kurzen Stunden zusammen, wo die Flut es gestattet und auch nur dann, wenn die Brandung nicht zu stark ist.

So kommt es, daß manchmal Dampfer wochen- und monatelang warten müssen, ehe sie ihre Fracht löschen können. Für diese Dampfer muß dann hohes Liegegeld gezahlt werden.

30 km weiter südlich befindet sich ein guter Hafen, die Walfischbai; er gehört aber den Engländern.

Damit wir an Land können, wollen wir annehmen, daß Gott Agir bei guter Laune und die Brandung nicht allzu heftig ist.

Glücklich, aber von unten bis oben vom Wellenschlag durchnäßt, betreten wir den Pier und setzen in Swakopmund den Fuß auf afrikanischen Boden.

Der Ort besteht aus 40—50 meist einstöckigen Häusern aus Backsteinen, weiß angestrichen und recht proper anzusehen. Ein Teil dieser Häuser sind Stores, d. h. Wertheime im Kleinen, Warenhäuser, in denen der Mensch alles, was er zum Leben braucht, kaufen

kann. Tippelskirch hat eine Filiale dort, ferner sehen wir Kaufhäuser der Damara-Handelsgesellschaft, sowie der internationalen Handelsgesellschaft Bödicker & Co. und andere.

Natürlich fehlt es auch nicht an Wirtshäusern und Hotels, unter ihnen als erstes das „Grand Hotel Bismarck“ am Strand.

Neben und zwischen diesen Häusern sehen wir etwa 40—50 Holz- und Wellblechbaracken, welche Stappenzwecken dienen. In ihnen sind große Bestände an Hafer, Lebens- und Genußmitteln aller Art, Mineralwasser, Rotweine, Liebesgaben aufgestapelt, welche des Abtransports nach dem Innern harren, der aber wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse nur sehr langsam von statten gehen kann.

Eines der größten Gebäude ist der Bahnhof der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk. Diese Eisenbahn ist die Hauptlebensader der im Norden unseres Schutzgebiets operierenden Truppe. Spurweite der Bahn 60 cm; Fahrzeit bis zu dem 300 km entfernten Windhuk — also so weit wie von Berlin bis Erfurt — 4 Tage. Nachtbetrieb ausgeschlossen; tägliche Leistung: zwei Züge in jeder Richtung.

Wenn man die enormen Schwierigkeiten bedenkt, mit denen der Betrieb hier zu rechnen hat, so ist dies eine sehr respectable Leistung und nur der außerordentlichen Energie der Eisenbahnetappenbehörde zu danken.

Die Steigung nämlich, welche die Bahn bis Windhuk zu überwinden hat, ist eine ganz gewaltige.

Das nur 300 km entfernte Windhuk liegt 1650 m über dem Meeresspiegel. Auf heimische Verhältnisse übertragen, würde, wenn man Berlin als Nullpunkt annimmt, schon bei Erfurt fast die Höhe von Pontresina und St. Moritz erreicht sein.

Diese rapide Steigung ist aber nicht nur in der Richtung Swakopmund—Windhuk vorhanden, sondern sie ist überhaupt charakteristisch für den allgemeinen Aufbau unseres ganzen Schutzgebiets. Er bietet das eigenartige Bild gewaltiger Terrassenlandschaften, die von der Küste an rasch und stetig steigend, etwa in der Mittellinie des Landes ihre größte Seehöhe erreichen, um dann nach Osten — der Kalahari zu — ebenso rasch wieder abzuflachen.

Zu der in den Steigungsverhältnissen liegenden Schwierigkeit des Bahnbetriebs kommt noch, daß die Züge nicht nur das für ihre Maschine erforderliche Wasser, sondern auch das Trinkwasser für die in dem fast 100 km breiten Wüstensaum liegenden Stationen mitführen müssen. Dieses, sowie die erforderliche Kohle, macht schon beinahe die Hälfte des ganzen Ladegewichts aus. Somit

bleibt für Transport von Lebensmitteln, Munition, Bekleidung, Ausrüstung, Liebesgaben nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Loren.

Neben dieser schon seit Jahren bestehenden Bahn ist eine neue Eisenbahn, die sogenannte Otawibahn, im Bau. Sie führt von Swakopmund bis Karibib parallel neben der alten Bahn, wendet sich dann nordwärts nach Omaruru und von da nach den Otawiminen, deren Ausbeutung die Bahn in erster Linie dienen soll. Der Betrieb ist vor kurzem von Swakopmund bis Omaruru eröffnet. Diese Bahn hat für den jetzigen Krieg keine Bedeutung, sie wird eine solche aber dann erhalten, wenn etwa mit den Owambos dereinst abgerechnet werden soll.

Wir besteigen jetzt den bereitstehenden Zug der Bahn Swakopmund—Windhuk, in welchen ein einziger gedeckter Personenwagen eingestellt ist. Wer darin nicht unterkommt, muß auf Hafer- oder Mehlsäcken auf den offenen Loren Platz nehmen, und fort geht es durch den Wüstenand der Namib, deren Ostrand wir in einer Höhe von 400 m am Abend bei Station Jakalswater erreichen.

Wir haben uns durch die sandige Schale hindurchgearbeitet und dürfen hoffen, morgen früh den eigentlichen Kern zu schauen.

Wir werden für die Nacht im Bahnhofsgebäude von Jakalswater und angrenzenden Wirtschaftsgebäuden gastlich untergebracht.

Am andern Morgen beim Erwachen erblickt unser erstauntes und entzücktes Auge zum ersten Male die südafrikanische Steppenlandschaft, welche den weitaus größten Teil unsres Schutzgebiets ausmacht.

Eine weite Hochebene öffnet sich vor uns, bedeckt mit einem Meer wogenden, gelben Grases, so daß man an heimatische Roggenfelder erinnert wird. Aus der Ebene heraus wachsen ganz unvermittelt hier und dort vereinzelt Felsberge oder auch ganze Felsgebirge von beträchtlicher Höhe. Sie sind ganz kahl, zeigen scharfe, alpine Zacken und Grate, den Dolomiten ähnlich. Hinter ihnen, in düstiger Ferne, türmen sich neue Hochlandschaften auf.

Was diesem fremdartigen Landschaftsbild einen eigenartigen Reiz verleiht, ist die wunderbare Beleuchtung infolge der großen Durchsichtigkeit der Luft. In ganz entfernten Bergen sieht man jeden Felsgrat, jede Schlucht mit einer Klarheit und Schärfe, die in unseren Breiten, auch in den höchsten Alpen, nicht vorkommt. Und über diesem ganzen eigenartigen, schönen Bilde liegt der absolut wolkenlose, strahlende Himmel.

Die große Durchsichtigkeit der Luft macht es, nebenbei bemerkt, erforderlich, daß unsre Truppen, sobald sie in Afrika ankommen, Übungen im Entfernungsschätzen vornehmen müssen.

So habe ich z. B. bei meiner ersten Eisenbahnfahrt nach Karibib einen seitwärts der Bahn gelegenen Berg unter Assistenz eines Artilleriemajors auf 3200 m geschätzt; nachher stellte es sich heraus, daß der Berg 7000 m entfernt war.

Das kniehohe Gras, mit dem die Steppe bedeckt ist, sieht gelb aus und man glaubt zuerst, es wäre von der Sonne zu Stroh ausgedorrt. Wenn man aber einen Halm auseinanderbricht, so findet man saftiges Mark darin. Es ist ein ausgezeichnetes, nahrhaftes Futter für die Tiere.

Wir setzen unsere Eisenbahnfahrt fort über Karibib und Okahandja nach Windhuk.

Bald hinter Karibib taucht der für das Hereroland typische Dornbusch auf. Er durchsetzt entweder in lichten Beständen die Grassteppe oder er kommt als ganz dichter Busch vor und macht dann einen waldartigen Eindruck.

Es gibt etwa 30 Arten von Dornbusch, die alle zur Familie der Akazien gehören; der Busch ist kniehoch bis Mannshöhe und darüber. Die Dornen erreichen die Länge eines kleinen Fingers, sind sehr stark und spitz. Am schlimmsten ist die Sorte, die der Bur „Wart en beten“ nennt; bei ihr sind die Dornen hakenförmig gekrümmt und lassen den, der sich in sie verfängt, schwer wieder los.

Namentlich der Dornen wegen trägt die Truppe drüben Cordanzüge, eine Art Manchestersammet. Diesem Stoff können die Dornen nichts anhaben, Kaki wird in Fetzen zerrissen.

So sehr wir oft den Busch verwünscht haben, so hat er uns auf der anderen Seite doch wieder erfreut. Denn abgesehen davon, daß er Schatten spendet, blüht er sehr schön, meist mit gelben Blüten. Ein Zweig mit seinen dunkelgrünen, kurzstielligen Blättern, den gelben Blüten und den langen, schneeweißen Dornen sieht entzückend aus. Viele Arten verbreiten einen wohlriechenden Duft.

Der Dornbusch sondert ein rötliches Harz in großen Mengen aus; ob Versuche zu industrieller Verwertung desselben gemacht sind, ist mir unbekannt. Mir hat das Harz manchmal gute Dienste geleistet. Wenn mein Adjutant an den Gefechtsbericht ein Kroki ankleben mußte, hat er sich mit tadellosem Erfolge dieses Dornbuschharzes bedient.

Daß der Busch, namentlich der dichte, für die Führung eines Gefechts sehr ungünstig ist, ist klar. Auch die „Vermissten“ kommen zum großen Teil auf das Konto des Busches. Wer von der Truppe abkommt und in dichten Busch gerät, verirrt sich außerordentlich leicht.

So schön und weidereich wie die Gegend, die wir bis jetzt durch-

fahren, ist Südwestafrika allerdings nicht überall. Es gibt auch öde und unwirtliche Gebiete, die einen geradezu trostlosen Eindruck machen, so namentlich die Dmaheke und Kalahari im Osten. Es sind dies weite Gebiete aus Sanddünen bestehend, aber nicht ganz so wasser- und vegetationslos wie die Namib; vielmehr ist die Kalahari stellenweise mit kniehohem Busch bedeckt; auch Wasser und Weide ist vorhanden, wenn auch sehr spärlich.

Hendrik Witboi hat, nachdem wir ihn am Auob geschlagen, vom Januar bis Juli 1904 mit seinen Leuten und seinem Vieh in der Kalahari gesehen; also muß selbst in diesen ganz unwirtlich erscheinenden Gegenden eine gewisse Existenzmöglichkeit vorhanden sein.

Am 4. Tag unserer Fahrt erreichen wir Windhuk. Windhuk wie auch Karibib und Okahandja sehen ungefähr so aus wie Swakopmund; nur Windhuk macht schon einen mehr städtischen Eindruck. Eine Hauptstraße, zu deren beiden Seiten die Stores und sonstigen Gebäude — alles hübsche, propere Häuser mit Veranden — liegen, zieht sich durch den Ort.

Am Abhang der langgestreckten Anhöhe, an deren Fuß Windhuk liegt, erblicken wir hübsche Villen mit Gärten. Vor allem fällt die Wohnung des Gouverneurs und das Kasino in die Augen. In dem Kasino, in dem die Beamten und Offiziere verkehren, ist alles zu haben, wonach es den Kulturmenschen nur immer gelüsten mag — natürlich nur entsprechend teurer als in der Heimat. Eine Flasche Bier kostet 2 Mark, eine Flasche Wein 5 Mark, eine Flasche Mineralwasser 1 Mark.

Klein-Windhuk, ungefähr eine Stunde entfernt, hat große Gärtnereien, welche alle Gemüse liefern, und wo auch Wein wächst und gekeltert wird. Dicht bei Windhuk treten heiße Schwefelquellen zutage, vielleicht das künftige Aachen von Südwestafrika!

Durch unsere Eisenbahnfahrt haben wir den allgemeinen Charakter des Hererolandes kennen gelernt. Es bildet das Mittelstück unsres Schutzgebiets und reicht im Süden bis etwa zur Linie Swakopmund—Windhuk—Gobabis, im Norden bis zu einer Linie, die Sie sich in Höhe der Stoschappanne quer durch das Schutzgebiet gezogen denken wollen.

Südtlich vom Hereroland erstreckt sich das Nama- oder Hottentottengebiet bis zum Oranjefluß, der Südgrenze unsres Schutzgebiets. Nördlich vom Hereroland liegt das Gebiet der Dwa mbos, bis zu den Grenzflüssen Kunene und Okavango sich ausdehnend.

Das Hottentottenland hat im allgemeinen denselben Charakter wie das Hererogebiet. Es ist auch Steppenland, nur fehlt

der Busch fast ganz. Das Gras steht nicht in zusammenhängenden Flächen, sondern mehr einzeln in Büscheln. Man kann deshalb auf einer Fläche von ein und derselben Ausdehnung hier nicht so viel Vieh halten wie im Hereroland.

Die Gebirge treten hier vorwiegend in der Form von Tafelbergen auf. Auch die Kopjes, welche aus dem Burenkrieg bekannt sind, sind für das Namaland charakteristisch.

Da, wie gesagt, der Busch fast ganz fehlt, ist das Land übersichtlich und für die Kriegsführung geeigneter als das Hereroland. Dafür gibt es im Hottentottenland aber viel mehr Felspartien und Klippen, welche den Hottentotten willkommene Schlupfwinkel und Hinterhalte bieten.

Das nördlich an das Hereroland grenzende Gebiet der Dwambos hat einen ganz andern Charakter als das Herero- und Hottentottenland. Während diese subtropisches Klima und daher verhältnismäßig wenig Regen und Niederschläge haben, hat das Dwamboland tropisches Klima und viel Regen. Es ist daher nicht ein Steppenland und nur für Viehzucht geeignet wie jene, sondern es ist ein Land für Ackerbau und hat eine hochentwickelte Bodenkultur.

Die  
Eingeborenen.

Nachdem wir so einen Überblick über die allgemeine Beschaffenheit unsres Schutzgebiets gewonnen, gehe ich zu den **Eingeborenen** über. Es sind im ganzen sechserlei Arten, mit denen wir es in unserer Kolonie zu tun haben, nämlich

- die Dwambos: im Norden,
- die Hereros: in der Mitte,
- die Hottentotten oder Namas: im Süden,
- die Bergdamara oder Klippkaffern: zerstreut zwischen den Hereros und Hottentotten wohnend,
- die Buschmänner: meist in den schwer zugänglichen Gegenden der Kalahari im Osten des Schutzgebiets,
- die Mischlingsrasse der Bastards: zum großen Teil in und um Rehoboth wohnend.

Die **Dwambos**, auf 60000 Seelen geschätzt, sind fleißige Ackerbauer. Ihr Land ist noch wenig erforscht. Ein Teil der Dwambos unter dem Häuptling Mechale hat zu Beginn des Hereroaufstandes unsre nördlichste Station Namutoni überfallen, ist aber mit blutigen Köpfen abgewiesen worden. Seitdem halten die Dwambos absolute Ruhe.

Ich bin deshalb der Meinung, daß wir die Dwambofrage solange unter dem Gesichtspunkt des „quieta non movere“ behandeln sollen, als wir nicht mit dem Hottentottenaufstand voll-

ständig fertig geworden sind. Dann allerdings wird wenigstens der Stamm des Rechale zur Rechenschaft gezogen werden müssen.

Ich komme zu den **Hereros**.

Der Herero ist von schlankem, hohem Körperbau, Gestalten von 1,90 m sind häufig. Die Hautfarbe ist schwarz bis schokoladenbraun.

Zu Beginn des Aufstandes wurden die Hereros auf 100 000 Seelen geschätzt; darunter etwa 6000 waffenfähige Männer, sogenannte Orlogmänner („Orlog“ heißt bei den Eingeborenen „Krieg“), die sämtlich mit Hinterladern bewaffnet waren. Pfeil und Bogen sind schon seit lange verschwunden; aus der alten, pulverlosen Zeit stammt nur noch der „Kirri“, eine Art Keule, die auch jetzt noch mit großer Geschicklichkeit als Hieb- und Wurfgeschloß verwendet wird.

Die Hereros sind oder waren vielmehr Viehzüchter. Sie besaßen zu Beginn des Aufstandes ungeheure Mengen Rindvieh, mit denen sie als Nomaden von Wasserstelle zu Wasserstelle und von Weideplatz zu Weideplatz zogen.

Diesem unstillen Lebenswandel entsprechen ihre flüchtigen Wohnstätten. Es sind Hütten in Form einer Halbkugel von wenig mehr als Mannshöhe, hergestellt aus einem Stangengerüst, das mit Flechtwerk bedeckt und mit Lehm beworfen ist; häufig fehlt auch der Lehmwurf. Eine solche Hütte wird „Pontok“ genannt. Die an einem Platz, gewöhnlich an einer Wasserstelle zusammenstehenden Pontoks heißen eine „Werst“.

Ich erhielt einmal von einem guten Freunde aus der Heimat einen Brief, worin er schrieb: „Ich freue mich, daß Du jetzt mehr nach dem Süden gekommen bist, denn dort gibt es, nach der Karte, mehr Ortschaften wie im Norden.“ Dem sorgenden Freund haben offenbar unsere Manöver mit den gesegneten deutschen Dörfern und ihren feuchtfrohlischen Wirtshäusern vorgeschwebt. Die Namen auf der Karte bezeichnen aber keine Ortschaften in unserem Sinne, denn die gibt es nicht, sondern sie bezeichnen lediglich die Wasserstellen. Diese haben sämtlich von den Eingeborenen Namen bekommen, welche meist einem charakteristischen Merkmal der Wasserstelle entsprechen.

Die Hauptnahrung der Hereros bilden dicke Milch („Omeire“) und „Ontje“, eine mehligke, knollenartige Frucht, welche sie aus der Erde ausgraben. Ab und zu wird geschlachtet.

Ihre Sprache ist wie die aller Bantustämme sehr klang- und vokalreich.

Die Orlogmänner, d. h. die eigentlichen Krieger, haben sich in den Gefechten am Waterberg tapfer und mit Todesverachtung

geschlagen, ja sogar bei verschiedenen Affären Offensivgeist bewiesen. Sie zeigten sich aber viel weniger gewandt als die Hottentotten, deren Reit- und Schießfähigkeit, und — was die Hauptsache ist — deren Disziplin sie entbehrten.

Eine militärische Schwäche der Hereros lag in ihrem Viehreichthum. Sie waren in ihrer Kriegführung durch die Rücksicht auf den Schutz ihres Viehs, das ihr Abgott ist, gebunden, daher schwer beweglich und leichter zu fassen wie die überaus flüchtigen Hottentotten.

Warum die Hereros überhaupt aufgestanden sind, oder — wie man sich in Afrika ausdrückt — warum sie Orlog gemacht haben?

Seit Jahren sahen sie, wie die Weißen, gegen die sie eine Art Verachtung empfinden (sie nennen den Weißen „Dtjirumbu“ = gelbes Ding) sich immer mehr ausdehnten, und so begannen sie um ihre Weideflächen und ihr Vieh, das ihnen das Höchste ist, besorgt zu werden. Nach vorausgegangener Vereinbarung, von welcher niemand, auch nicht die mitten unter den Hereros lebenden Missionare, etwas merkten, haben sie alle Weißen, deren sie habhaft werden konnten, Anfang Januar 1904 totgeschlagen.

Zur Zeit des Aufstandes waren erst 8% der Hereros christianisiert. Daß diese verschwindende Minderheit in den allgemeinen Strudel des Aufstandes mit hineingerissen wurde, ob sie wollte oder nicht, ist nicht zu verwundern. Ungerecht wäre es, der Mission etwa den Vorwurf zu machen, daß sie vergeblich gearbeitet hätte. Im Gegenteil muß zur Ehre der Missionare, welche bis zum äußersten treu und heldenmütig auf ihrem Posten ausgeharrt haben — hervorgehoben werden, daß die Rettung weißer Frauen und Kinder durchweg durch eingeborene Christen erfolgt ist.

Jetzt haben die Hereros aufgehört, als selbständiger Volksstamm zu existieren. Viele sind in den Kämpfen gefallen oder im Sandfeld, wohin sie sich, verfolgt von unsern Truppen, flüchteten, verdurstet. Ein Teil hat sich auf englisches Gebiet nach dem Ngami-see gerettet, darunter Samuel Maharero, ihr Oberhäuptling. Ein Teil soll in englische Minen als Arbeiter gegangen sein; viele sind zu den Hottentotten geflüchtet. Tausende haben sich als Gefangene ergeben. Sie werden zu Arbeiten in Swakopmund, Lüderitzbucht und sonstigen Etappenorten an der Eisenbahn verwendet. Unter diesen Gefangenen ist infolge von Krankheiten die Sterblichkeit groß. Der Rest (wie groß er ist, läßt sich unmöglich jetzt taxieren) treibt sich im weiten ehemaligen Hereroland umher, lebt von Feldkost (d. h. gräbt „Dntjes“ aus) und sucht gelegentlich Vieh zu stehlen.

Geschlossene größere Hererobanden gibt es jedoch nicht mehr;

die vorhandenen Reste können kaum noch Gewehre und Munition in nennenswerten Mengen in Besitz haben.

Die Hereros sind kürzlich durch Proklamation des Gouverneurs v. Lindequist aufgefordert worden, sich an einigen, unter Leitung von Missionaren eigens für diesen Zweck eingerichteten Stationen zu stellen gegen Zusicherung ihres Lebens, soweit sie sich nicht der Ermordung von Weißen schuldig gemacht haben.

Wenn auch der Farmbetrieb im Hereroland noch nicht im ganzen früheren Umfang aufgenommen ist, so haben doch viele Farmer den Betrieb wieder eröffnet. So hat sich vor kurzem in Omaruru eine „wirtschaftliche Vereinigung“ von Farmern konstituiert, welche die Beschaffung von Zuchtmaterial aus Südafrika beschlossen hat. Es ist dies ein erfreuliches Zeichen dafür, daß allmählich das Gefühl der Sicherheit im Hereroland wiederzukehren beginnt. —

Die Hereros haben nicht nur zahlreiche deutsche Farmer hingejagt, sondern an unsern verwundeten Kriegern, die in ihre Hände fielen, bestialische Grausamkeiten verübt. Einige Tage vor dem Gefecht am Waterberg wurde eine Patrouille von 1 Offizier und 11 Reitern im dichten Busch von einer großen Überzahl von Hereros umzingelt und nach heldenhafter, verzweifelter Gegenwehr bis auf den letzten Mann niedergeschossen. Wir fanden die Leichen vollständig entkleidet nebeneinander auf die Erde gelegt, die Hände abgehakt, einigen die Augen aus dem Kopfe gedrückt, einem Mann — nach dem Urteil des Arztes — bei lebendigem Leib das Genick abgedreht. Dies ist ein Beispiel für viele!

Und diese bestialisch grausamen Feinde nimmt man von einigen Seiten noch in Schutz und macht uns einen Vorwurf daraus, daß wir sie nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt haben.

Unschuldige, wehrlose Gefangene und Weiber sind stets human und mit größter Geduld behandelt worden; ich habe oft gesehen, wie unsere Leute ihr bißchen Wasser und ihr bißchen Kost mit den Gefangenen geteilt haben. Die uns in Waffen entgegentretenden Feinde haben wir allerdings die ganze Energie des Krieges fühlen lassen und sie bis zur Vernichtung verfolgt. Hätten wir uns aus falschem Humanitätsdusek zu einer schwächlichen Kriegsführung verleiten lassen, so würden wir mit den Hereros noch in zehn Jahren nicht fertig sein!

Das Schicksal, welches das Volk der Hereros betroffen, ist ein verdientes Strafgericht! — Unsere deutschen Landsleute sind gerächt! —

Ich komme zu den **Hottentotten**, die eine von den Hereros grundverschiedene Rasse sind. — Wenn Sie einem Hottentotten auf

der Straße begegneten, würden Sie ihn nimmer für einen Bewohner Afrikas halten, sondern eher für einen Asiens. Er ist gelb mit schwarzen, stechenden Augen, schwächlich, klein. Die Hottentotten haben mich immer in ihrem Äußern an die Japaner erinnert. Das einzige, was sie vom Neger haben, ist das Wollhaar.

Die Hottentotten zerfallen in sieben selbständige Stämme, nämlich:

- die Witbois, bisher unter Kapitän Hendrik (Anfang November an einer Verwundung gestorben),
- die Franzmann-Hottentotten unter Simon Kopper,
- die Nordbethanier unter Cornelius,
- die Veldschoendragers unter Hans Hendrik,
- die Bondelszwarts unter Morenga,
- die sogen. rote Nation unter Manasse,
- die Berseba-Hottentotten unter Goliath.

Die Bezeichnung „Witbois“ stammt daher, daß dieser Stamm weiße Tücher als Abzeichen um den Hut trägt. Die Simon-Kopper-Leute tragen gelbe, die Rote Nation rote Tücher um die Kopfbedeckung.

Daß sich die Stämme einer gewissen Zusammengehörigkeit bewußt sind, zeigt der jetzige Aufstand, von dem sich nur die Bersebahottentotten unter ihrem Kapitän Goliath ausgeschlossen haben.

Die Hottentotten werden alles in allem auf nicht mehr als 15 000 Seelen anzurechnen sein. Im allgemeinen sind sie im Aussterben begriffen. Der Grund sind Krankheiten, hauptsächlich Syphilis und Trunksucht.

Sie sind wie die Hereros ursprünglich Viehzüchter; aber im Laufe der Zeit, infolge ihrer Trägheit, Arbeitsfleh und Viederlichkeit verarmt. Man braucht sich nur eine Hottentottenwerst anzusehen und mit einer Hererowerst zu vergleichen, da tritt schon die ganze Lotterhaftigkeit dieses Volkes zutage.

Ein Leben, wie sie es jetzt im Orlog führen können, das ist so ihr Element: Reiten, Schießen, Vieh stehlen und gelegentlich eine deutsche Proviantkolonne überfallen, um Kaffee, Rum und Tabak zu holen, welche Genußmittel sie über alles lieben; denn der Hottentott macht schon höhere Ansprüche ans Leben wie der Herero; während dieser sich mit Feldkost und Milch begnügt, braucht der Hottentott Kaffee, Reis, Schnaps und Tabak.

Die Hottentotten tragen meist europäische Kleidung. So wie sie selbst, ist auch ihre Sprache grundverschieden von derjenigen der Hereros. Die Sprache zeigt die merkwürdige Eigentümlichkeit,

daß sie vier Konsonanten mehr hat als unser Alphabet; es sind dies vier Schnalzlaute, welche verschieden klingen, je nachdem sie mehr vorne an den Zähnen oder hinten im Gaumen hervorgebracht werden.

Einen segensreichen Einfluß hat die Mission auf die Hottentotten ausgeübt, welche fast hundert Jahre unter ihnen tätig ist. Die Hottentotten verüben nicht die bestialischen Grausamkeiten an unseren Verwundeten, die in ihre Hände fallen, wie die Hereros. Den Gefallenen nehmen sie Gewehr und Patronen ab, die Leichen verstümmeln sie nicht.

Die Großleute und Kapitäne können sich in Holländisch verständigen. In Berseba, wo der uns treu gebliebene Kapitän Goliath wohnt, war längere Zeit ein Offizier mit seinem Zug als Besatzung. Der Offizier war in Tilsit zu Haus; als der Kapitän dies hörte, fragte er den Leutnant: „Ist dies das Tilsit, wo damals der Friede war?“

Eines muß man den Hottentotten lassen, sie sind gute Soldaten, von ihren Kapitänen und Unterkapitänen in straffer Disziplin gehalten.

Sie sitzen leicht zu Pferde, schießen ausgezeichnet, auch mit hohem Visier, und verstehen vor allem das Gelände in der Vordringung auszunutzen. — Mit Vorliebe suchen sie sich Klippen, Felsen zur Gefechtsstellung aus. Sie bilden dabei nicht, wie wir in europäischen Verhältnissen, dichte Schützenlinien, sondern sie liegen mit weiten Abständen, oft bis 50 m, auseinander; auch nicht in derselben, sondern in verschiedener Höhe. Gewöhnlich baut sich jeder Mann eine Schanze aus Steinen mit zurückgebogenen Schulterwehren, um gegen Flankenfeuer gesichert zu sein. Nur eine kleine Scharte läßt er offen, um das Gewehr hindurchzustechen. So erwarten sie, gänzlich regungslos und unsichtbar, die deutsche Truppe, deren Anmarsch schon auf Meilen an den Staubwolken erkannt wird.

Nicht immer gelingt es deshalb der Spitze, den Feind zu entdecken; sie lassen die Spitze dann durch, und sobald das Groß herankommt, prasselt das Feuer los.

In den meisten Fällen erfahren wir von der Anwesenheit der Hottentotten erst durch ihr Feuer. — Die Gefechtsöffnungen sind daher meist für uns besonders verlustreich.

Wie vortrefflich sich die Hottentotten decken, geht daraus hervor, daß ich Offiziere und Mannschaften gesprochen habe, die viele Stunden im Gefecht gelegen, ohne überhaupt einen Hottentotten zu sehen. Die Kugeln pfeifen von allen Seiten dem deutschen Reiter um die

Ohren, ein bestimmtes Ziel aber, das er mit Erfolg wieder beschießen kann, bietet sich ihm selten.

Massenfeuer ist nicht anwendbar wegen zerstreuter Lage der feindlichen Schützen.

Die Artillerie wirkt bei diesen Einzelheiten weniger durch Treffer als durch Splitterwirkung in den Klippen, und durch den großen moralischen Eindruck, den sie zweifellos auf die Eingeborenen macht.

Die verderbenbringende Wirkung des umfassenden Feuers kennt der Hottentott sehr wohl und wendet es an, wo er nur irgend kann.

Entweder hat er seine Stellung von Haus aus so gewählt, daß sie neben dem Frontalfeuer auch Flankenfeuer ermöglicht. Oder er hält sich hinter einem Flügel eine Abteilung zurück, die er dann, wenn die Deutschen ihre Linie entwickelt haben, gegen die Flanke ansetzt.

Bei der großen Schwäche unserer Kompagnien (mehr wie 70 Gewehre bringt eine Kompagnie kaum ins Gefecht) kann man sich den Luxus einer Reserve nicht immer leisten, die der Flankierung entgegentreten, oder, was noch besser wäre, die ihrerseits selbst flankieren könnte. So bleibt manchmal nur das sehr üble Behelfsmittel des Zurückbiegens der Flügel übrig.

Im Vor- und Zurückgehen besitzt der Hottentott eine clown-artige Gewandtheit; Pferdehalter braucht er nicht, sein Pferd bleibt da stehen, wo er abgeessen, und grasst ruhig, bis der Reiter wiederkommt.

Müssen die Hottentotten ihre Stellung räumen, so geschieht es unsichtbar, meist durch Kriechen.

Unser heimisches Verfolgungsfeuer, das wir ihnen manchmal so gern nachgeschandt hätten, kommt deshalb draußen kaum zur Anwendung. Beim Rückzug bleiben sie nicht geschlossen, sondern sie zerstreuen in alle Winde, um sich oft erst Hunderte von Kilometern rückwärts an bestimmt verabredeten Wasserstellen wieder zu sammeln. Deshalb weiß man nach dem Gefecht nie, wo der Gegner geblieben.

Die Kapitäne beteiligen sich nicht am Gefecht selbst; sie bleiben in respektvoller Entfernung zurück, neben sich die gesattelten Pferde. Sobald vorn in der Schützenlinie die Sache anfängt schief zu gehen, sitzen sie auf und galoppieren von dannen. Deshalb ist es uns leider noch nicht gelungen, einen von ihnen zu fangen.

**Die Bergdamaras** sind eine tiefschwarze Negerrasse; sie werden als die Ureinwohner angesehen, die von den einwandernden Hereros unterworfen wurden.

Sie stehen als eine Art Leibeigne im Dienst der Europäer und Bastards, finden auch vielfach in der Schutztruppe Verwendung als Ochsentreiber, Bambusen (Bezeichnung für Diener) oder sie bewohnen beinahe unzugängliche Gebirgsgegenden vornehmlich im westlichen Teil der Nordhälfte der Kolonie.

Am Aufstand gegen uns sind sie nicht beteiligt.

**Die Buschmänner**, etwa 3000 Seelen zählend, ähneln im Äußern den Hottentotten zum Verwechseln, nur sind sie noch kleiner und zarter gebaut. Sie sind vollständig besitzlos und führen Bogen und Pfeil.

Sie leben in kleinen Horden im Norden, Osten und Westen des Schutzgebietes, fernab von den Werften der andern Eingeborenen. Sie nähren sich von Diebstahl und Jagd.

**Die Bastards** sind eine Mischlingsrasse aus Buren und Hottentotten. Sie zählen etwa 3000 Seelen und wohnen vorwiegend in der Gegend von Rehoboth.

Sie stehen auf einer viel höheren Kulturstufe als die übrigen Eingeborenen. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Holländisch.

Sie haben im Aufstand treu zu uns gehalten. Die jungen Leute der Rehobother Bastards haben unter Führung des Distriktschefs von Rehoboth, des Hauptmanns Böttlin, ein tüchtiges Kontingent zur Schutztruppe gestellt, welches in den Gefechten gegen die Hereros und Hottentotten mit Erfolg verwendet wurde.

Die älteren Bastards leisten der Truppe sehr gute Dienste als Führer und Aufklärer.

Ich komme zum **Klima**.

Das Klima.

Das Klima im Dwamboland ist tropisch, deshalb kommt dort Fieber vor; im ehemaligen Hereroland aber und im Namaland, also im weitaus größten Teil des Schutzgebietes haben wir subtropisches Klima, welches ich nur als ganz hervorragend gesund bezeichnen kann.

Infolge der außerordentlich trockenen Luft gibt es dort keinen Schnupfen und keine geschwollenen Mandeln, keine Influenza und keinen Bronchialkatarrh, und wie bei uns das ganze Heer der heimatischen Erkältungskrankheiten sonst noch heißt. Auch Lungenleiden heilen sich dort aus. Fieber und Malaria gibt es selten; das Einnehmen von Chinin als Vorbeugungsmittel ist daher nicht erforderlich.

Ein Erfordernis aber stellt in gesundheitlicher Beziehung die Kolonie an uns: ein gesundes Herz.

Infolge der großen, absoluten Höhenlage ist die Luft so dünn, daß das Herz bedeutend mehr Arbeit zu verrichten hat, als bei

von Deimling, Südwestafrika.

uns zu Haus. Wer aber ein gesundes Herz hat, dem wird das Klima, sei er alt oder jung, ganz ausgezeichnet bekommen.

Groß sind die Unterschiede zwischen Tages- und Nachttemperatur. Ich entsinne mich der Nacht vom 8./9. September 1904. Wir hatten in dieser Nacht  $-9^{\circ}$  C.; das Wasser in den Wasserfäcken war am Morgen gefroren; am Mittag darauf hatten wir in der Sonne  $+40^{\circ}$  C.

So ist es aber nicht immer; das ist ein Extrem. Gewöhnlich aber ist es am Tage sehr heiß, während bei Nacht in der kalten Jahreszeit häufig Frost eintritt, in der heißen Jahreszeit das Thermometer bis auf 10—15 Grad über Null herabsinkt. Die kalte Jahreszeit währt vom Mai bis Oktober, die heiße Zeit, die Regenzeit, von November bis April. In der Regenzeit regnet es aber nicht etwa ununterbrochen, sondern nur einige Stunden am Tag, und auch nicht alle Tage. Es ist dies — gerade wie bei uns — nach den Gegenden verschieden.

Die Abkühlung in der Nacht ist das Erfrischende, und darin liegt der große Unterschied gegen die eigentlichen Tropen, wo auch in der Nacht kaum eine Abkühlung eintritt. — Gegen die Nachtkühle muß man sich allerdings sorgsam schützen.

Die Truppe kennt draußen nur das Bivak. Nur in größeren Stationen wie Windhuß, Okahandja, Keetmanshoop liegt sie in Kasernen oder unter Zelten.

Im Bivak zieht der Mann seinen Mantel an, hüllt sich in die Pferdebedecke und in die Zeltbahn ein; sein Kopfkissen bildet der Sattel.

So schläft man, den strahlenden Sternenhimmel über sich, prachtvoll!

Eigentlich ist der südliche Himmel nicht so reich an Sternbildern wie der unsrige; aber trotzdem erscheint er viel heller und schöner, weil die dünne, durchsichtige Luft den Himmel näher zu uns zaubert. Die am hauptsächlichsten in die Augen fallenden Sternbilder sind das „südliche Kreuz“: vier in Kreuzesform angeordnete helle, strahlende Sterne, und der Orion: drei große Sterne nebeneinander, in deren Zwischenräumen viele kleine funkeln; das ganze sieht aus wie die Diamantembrosche einer Dame.

In der kalten Zeit wird im Lager bei Nacht, sofern es die Nähe des Feindes gestattet, Feuer angezündet; in der heißen Zeit liegt kein Bedürfnis dazu vor.

Während sich die Truppe im Bivak der wohlverdienten Ruhe hingibt, weiden in der Nähe die Pferde, Ochsen und Esel unter dem Schutze von Viehposten, welche, das Gewehr im Arm, sorg-

Das Leben  
unserer Truppen  
im Felde.

fältig Wache halten und nicht nur dafür zu sorgen haben, daß die Tiere nicht weglaufen, sondern auch scharf gegen den Feind aufpassen müssen, der stets auf das Abtreiben, oder wie man es dort nennt, auch das „Klauen“ von Vieh bedacht ist. — Sie lesen oft in der Verlustliste: „Auf Viehposten gefallen“ — das sind solche Posten, wie ich sie eben erwähnt.

Sobald die Sonne aufgeht, etwa 5 Uhr — was nebenbei bemerkt ein großartiges Schauspiel ist und immer von neuem das Auge entzückt — werden die Tiere eingefangen; es wird gesattelt und abmarschirt. Zum Kaffeekochen ist keine Zeit, denn die Morgenkühle muß zum Marschieren ausgenutzt werden. Sind die Pferde und Esel nicht schlapp, d. h. haben sie in der letzten Zeit ordentlich Hafer bekommen, so kann abwechselnd Schritt und Trab geritten werden. Leider sind die Tiere aber häufig schlapp, weil kein Hafer da ist.

Das soll kein Vorwurf für die Etappe sein; die tut, was sie kann, mit nicht genug anzuerkennender Energie. Es liegt eben in den schwierigen Verhältnissen insolge der großen Entfernungen, welche der Nachschub zurücklegen muß.

Die Weide allein hält die Pferde nicht leistungsfähig genug für die Anforderungen, die wir bei den Operationen an sie stellen müssen. Dabei ist es ganz einerlei, ob das Pferd ein Ostpreuße oder ein Afrikaner oder ein Argentinier ist. Bekommen sie ordentlich Hafer, so sind sie alle drei gleich gut; bekommen sie längere Zeit kein Kraftfutter, so werden sie eins wie das andere schlapp. Das Klima an und für sich vertragen unsere Ostpreußen gut.

Sind die Tiere schlapp, so muß zu Fuß marschirt werden, und dann zieht der Reiter, ein betäubendes Bild, sein Kößlein hinter sich her. Manchmal sind mir bei solchem Anblick die Uhlandschen Verse eingefallen:

„Da muß er mit dem frommen Heer  
Durch ein Gebirge, wüst und leer,  
Daselbst erhob sich große Not,  
Viel Steine gab's und wenig Brot.  
Und mancher deutsche Reitersmann  
Hat dort den Trunk sich abgetan.  
Den Pferden wurde schwach im Magen,  
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.“

Nebenbei bemerkt besteht der größte Teil unserer südwestafrikanischen Reiter aus Infanteristen, Pionieren, Fußartilleristen, Eisenbahnern, die bisher nie etwas mit einem Pferd zu schaffen gehabt

haben, zunächst weder reiten noch satteln, noch pflegen können, sich vielmehr diese Eigenschaften erst im Krieg allmählich aneignen müssen.

Die achttägige Vorbildung, welche die Truppen auf dem Übungsplatz Munster vor der Ausreise im Reiten und in der Pferdepflege erhalten, ist nur ein dürftiger Nothbehelf. Diese anfängliche Unvertrautheit eines großen Theils der Reiter mit dem Pferdmaterial wirkt naturgemäß ungünstig auf dessen Zustand ein und beschleunigt den Verbrauch an Pferden.

Dieses ist einer der vielen Gründe, welche die Forderung nach Schaffung eines ständigen Kolonialkorps immer dringlicher machen, eines Kolonialkorps, in welchem berittene Infanterie systematisch auszubilden sein wird.

Doch nun zurück zu unserm Marsch.

In der kalten Zeit gegen 11, in der heißen schon gegen 9 Uhr morgens muß der Hitze wegen zur Ruhe übergegangen werden.

Der Platz dazu muß an einer Wasserstelle liegen, während man die Nachtruhe nicht ans Wasser, sondern an möglichst gute Weide verlegt, denn in der kühlen Nacht fressen die Tiere am besten.

Nun an der Wasserstelle angelangt, laben sich Menschen und Tiere; die Leute fangen an zu kochen; Strauchwerk zum Feuermachen findet sich überall.

Was die Leute kochen? Entweder frisches Fleisch von tags zuvor geschlachteten Ochsen oder Hammeln, dazu Reis; oder Erbsenwurst mit Cornedbeef; auch Speck, getrocknetes Gemüse, Kohl usw. wird geliefert. Falls Mehl da ist, backen sich die Leute ein schmackhaftes Brot, sonst muß der vorzügliche Konservenzwieback als Brot dienen.

Unsre Reiter haben es schnell gelernt, Abwechslung in das Einerlei ihrer Kost zu bringen. So z. B. gibt es Cornedbeef, das man in der Heimat nur als kalten Aufschnitt kennt, dort gekocht, gebraten und als Salat zurechtgemacht.

Ab und zu bereitete uns unser Koch beim Regimentsstab als ganz besonders feines Dessert: „Reis à la Malta“, wie er es nannte, d. h. mit Wasser gekochten Reis, mit den Händen in die Form eines Eingeborenenpontofs gebracht und einige Backpflaumen hineingesteckt.

Immer wird so opulent, wie ich es eben beschrieben, nicht gelebt. Mitunter, namentlich wenn man längere Zeit dem Feinde scharf auf den Fersen gefolgt ist, tritt Mangel ein, weil die Ochsenwagen mit dem Proviant der Truppe nicht so schnell folgen können und weil der Nachschub von hinten stockt.

Aber der Mangel ist doch immer nur ein zeitweiser; verhungern kann in Afrika niemand, schon weil immer Schlachtvieh da ist.

Unsern Leuten macht das ungebundene Lagerleben entschieden Freude. Drei oder vier tun sich zum Kochen zusammen; nach dem Essen lagern sie sich im Schatten; ist kein Baum oder Strauch da, der Schatten spendet, so wird eine Zeltbahn ausgespannt, dann rauchen sie ihre Pfeife mit Plattentabak, der entsetzlich beißt, aber wegen seines geringen Volumens praktisch ist — und erzählen sich etwas — meist von der Heimat, oder sie singen wohl auch eines der Kriegslieder der Baronin v. Liliencron in Schwerin oder das aus der Schutztruppe heraus entstandene, von Hauptmann Richard gedichtete Schutztruppenlied, nach der Melodie des Flaggenliedes:

„Ich bin ein junges Reiterblut — in kaiserlichem Gold —  
Trag auf dem Ohre keck den Hut — frag nicht nach Lieb und Gold —  
Hab unter mir ein flottes Pferd — und führe ein gut Gewehr —  
Was sonst der Himmel mir beschert, — das wiegt bei mir nicht schwer. —  
Wir dienen dir, lieb Vaterland, — in Südwest-Afrika; —  
Schutztruppe werden wir genannt, — zum Schutze sind wir da. —

Brennt noch so stark der Sonne Blut — auf heißem Wüstenland —  
Wir kramen um den breiten Hut — und ziehn vergnügt durchs Land —  
Quält uns der Durst auch noch so sehr — quält uns der Hunger schier —  
Wir nehmen's alle nicht so schwer — denn alle denken wir: —  
Wir dienen dir, lieb Vaterland, — usw.

Und haben wir so manche Nacht — zu Fuß und auch zu Pferd —  
Dem Schlaf getraut und treu gewacht, — es hat uns nicht beschwert. —  
Für deutsche Brüder tun wir's gern — und Stolz füllt unsre Brust —  
Für unsern Kaiser, unsern Herrn, — denn wir sind uns bewußt: —  
Wir dienen dir, lieb Vaterland, — usw.

Wir fochten schon so manchen Strauß — im Busch und Felsgeröll —  
Mit diesen schwarzen Teufeln aus — und färbten rot ihr Fell. —  
Sie rissen aus, wir hinterdrein — soweit der Himmel blau —  
Und holten wir sie selten ein, — sie wissen doch genau —  
Wir dienen dir, lieb Vaterland, — usw.

Doch ach, so mancher Kamerad — in voller Lebenskraft, —  
Bei todeskühner Reitertat — ward er dahin gerafft. —  
Für unsern Kaiser, für das Reich — gab er dahin sein Blut, —  
Auf sein Gesicht, so todesbleich — da legten wir den Hut. —  
Wir dienen dir, lieb Vaterland, — usw.

Und kommt auch mal an uns die Reih — wir bleiben unverzagt —  
In jedem Kampfe wird aufs neu — das Leben frisch gewagt. —  
Wir kämpfen ja für deutsche Macht — für deutsche Herrlichkeit —  
Der fernem Heimat wird gedacht — treulich in Freud und Leid. —  
Wir dienen dir, lieb Vaterland, — in Südwest-Afrika —  
Schutztruppe werden wir genannt — Schutztruppe hoch, hurra! —

Nachmittags, etwa 5 Uhr, sobald die ärgste Hitze vorüber, wird gesattelt und weitermarschiert. Vor diesem Weitermarsch müssen

die Tiere noch einmal tüchtig getränkt, Wasserfäcke und Feldflaschen noch einmal gefüllt werden, denn erst am andern Mittag kommt man wieder ans Wasser.

Meist wird bis gegen 10 Uhr abends marschiert, alsdann Bivak auf einem guten, vorher erkundeten Weideplatz.

Ist aber die Wasserstelle, die man am andern Tag erreichen will, noch weit entfernt, dann muß nach einer Ruhe von einigen Stunden noch in der Nacht aufgebrochen und weitermarschiert werden. Der klare Sternenhimmel und der viel heller als bei uns scheinende Mond erleichtern den Nachtmarsch.

Die Tierwelt.

Der Vollständigkeit halber sei noch einiges von der **Tierwelt** berichtet.

Im ehemaligen Hereroland gibt es noch einen starken Bestand von verschiedenen Antilopenarten, insbesondere Springböcken.

So trafen wir einmal eine Herde von Springböcken an, die auf mehrere Hundert Stück geschätzt wurden. Als sich die Herde in galoppierende Bewegung setzte, sah es aus wie ein wogender See. Die Springböcke geben einen ausgezeichneten Braten und waren uns stets eine willkommene Abwechslung auf dem Tisch.

Ferner gibt es besonders häufig Perlhühner und Paue, eine wohlgeschmeckende Trappenart; auch Tauben haben wir viel zur Suppe geschossen.

Im Namaland dagegen haben Bastards und Hottentotten durch sinnloses Jagen den Wildbestand sehr herabgemindert, so daß wir im Süden selten Wild auf den Tisch bekamen. Löwen und Tiger gibt es nur noch in der Kalahari; dagegen haben Schakale und Hyänen allnächtlich um unser Lager geheult.

Diese Tiere feiern jetzt im Orlog, wo ungezählte Pferde- und Ochsenkadaver längs der Pad verwesen, Drgien — sie sind die beste Gesundheitspolizei.

Strauße kommen viel vor, sind aber sehr scheu, daher schwer zu schießen. — Mit Schlangen ist es nicht so schlimm, als in manchen Büchern zu lesen steht. Ich habe eine einzige gesehen, sie saß auf einem Baum, mein Ordonnanzoffizier schoß sie herunter. Einige Male kam es vor, daß Pferde von Schlangen gebissen wurden; daß dies einem unsrer Leute passiert ist, habe ich nie gehört. Wahrscheinlich sind die Schlangen von der jetzt belebten Pad fortgeflohen.

In den Karasbergen trafen wir Paviane in den Schluchten an; manchmal haben Posten auf sie geschossen, in der Meinung, es seien Hottentotten. — Nach einigen Tagen waren die Paviane verschwunden.

Charakteristisch für Südafrika sind die Heuschreckenschwärme, aus Millionen rötlicher, fingerlanger Heuschrecken bestehend. Die Eingeborenen schütten sie in glühende Asche und essen sie geröstet als besonderen Leckerbissen.

Ich komme zu den **Wasserhältnissen**.

Die Wasser-  
verhältnisse.

Von den Flüssen führen dauernd Wasser nur der Kunene und der Okavango im Norden und der Orange im Süden. Die übrigen Flüsse sind trocken, ausgenommen in der Regenzeit, wo sie periodisch „abkommen“, d. h. fließen. Dann ist das Flußbett mit einem reißenden Strome gelblichen Wassers angefüllt. Der Fischfluß z. B. ist dann viermal so breit wie der Rhein. Ich mußte im Frühjahr durchmarschieren; das Wasser ging uns zu Pferd bis über die Knie.

Dieses periodische „Abkommen“ der Flüsse dauert meist nur einige Tage. Dann ist das Wasser auf einmal verschwunden. Wo bleibt es? Teils verdunstet es bei der außerordentlich trocknen Luft, welche den Verdunstungsprozeß in hohem Grade begünstigt; zum größten Teil aber sickert es in den Boden ein, der entweder aus Sand besteht, oder aus verwittertem, durchlässigem Gestein.

Unterirdisch fließt das Wasser in schwachem Strom weiter, oft nur wenige Fuß, oft aber auch sehr tief unter der Oberfläche, je nach der Tiefe des unter dem Sande befindlichen undurchlässigen Gesteins.

Der starke Fall der Flüsse nach dem Meere zu begünstigt diesen unterirdischen Abfluß.

Sehr wichtig sind in Afrika die Wasserstellen.

Es sind entweder sogenannte *Bleys*, d. h. Ansammlung von Regenwasser in Kalk- oder Lehmpfannen; dieses Wasser hält mehrere Monate an, bis es verdunstet.

Oder es sind in den Sand oder in den weichen Kalkfelsen von den Eingeborenen gegrabene Löcher von etwa 2—8 m Tiefe. Das Wasser aus diesen Löchern wird entweder derart geschöpft, daß mehrere Mann sich aufeinander stellen und den Eimer herunter- und heraufgehen lassen, oder daß mehrere Bügel zusammengeknüpft und mit einem Tränkeimer versehen hinuntergelassen werden.

Oder endlich sind es „Fontainen“, d. h. Quellen, die sich über das ganze Land verstreut finden.

Südwestafrika ist ja unstreitbar ein wasserarmes Land. Wir mußten namentlich im Süden froh sein, wenn wir in Abständen von gewöhnlicher Tagesmarsch-Entfernung Wasserstellen fanden. Oft mußte der Marsch weit über das gewöhnliche Maß hinaus,

manchmal bis 60 km gesteigert werden, um ans Wasser zu kommen.

Indessen ist zu bedenken, daß sich unser Marsch im allgemeinen längs der ausgetretenen Pfade vollzieht; im Innern des Landes gibt es sicher noch zahlreiche Wasserstellen, die den Eingeborenen, nicht aber uns, bekannt sind. Hendrik Witboi hat monatelang mit seinen Leuten in der Kalahari gelebt, die nach unsren Karten fast wasserlos ist.

Mit aller Bestimmtheit kann behauptet werden, daß sich noch viel Wasser erbohren und erschließen läßt, man muß nur bis zu genügender Tiefe gehen.

In den Flußbetten der periodisch abkommenden Flüsse haben wir oft dicht unter der Oberfläche mit den Kochgeschirrdeckeln Wasser gegraben.

Die Qualität des Wassers ist verschieden; oft ist es klar und gut, oft aber auch trübe und brackig. Manchmal konnten wir im Überfluß schwelgen und sogar baden, oft war das Wasser aber so knapp, daß ich Offizieren und Leuten das Waschen verbieten mußte, nur damit Menschen und Tiere zu trinken hatten.

Wenn vielfach im jetzigen Krieg über schlechtes Wasser Klage geführt wird, so muß man bedenken, daß wir bei der Verfolgung der Hereros stets von den Wasserstellen leben mußten, an denen sie vorher gewesen waren mit Kind und Regel und Vieh.

Da haben wir allerdings häufig verendetes Vieh in den Wasserlöchern gefunden, das sich in wahninnigem Durst kopfüber hineingestürzt hatte.

Das sind aber doch nur Ausnahmestände, wie sie durch den Orlog und die Anhäufung großer Menschen- und Tiermassen an den Wasserstellen gezeitigt werden. Kehren erst friedliche Zeiten wieder und damit eine normale Inanspruchnahme der Wasserstellen, dann werden sich auch die Wasserverhältnisse nach Art und Menge viel günstiger gestalten als jetzt im Kriege, wo die einzelnen Wasserstellen bis auf den Bodensatz ausgeschöpft werden.

Bevor ich zum zweiten Teil meines Vortrags, den Kriegseignissen übergehe, möchte ich noch einige Worte über die **Etappenverhältnisse** und den Nachschub sagen.

Die Hauptlebensader der im Norden operierenden Truppen ist die Bahn Swakopmund—Windhuk; von Okahandja bzw. Windhuk muß dann Proviant, Hafer, Munition, Bekleidung, Sanitätsmaterial und was die Truppe alles braucht, nördlich bis Waterberg, südlich

Die Etappen  
und der Nach-  
schub.

bis Gibeon und Gochas am Kuob mit Proviant- und Fuhrparkkolonnen gefahren werden.

Die Proviantkolonnen bestehen aus Wagen, die mit Eseln, meist acht, bespannt sind; es sind rund 550 solcher Eselproviantwagen im Betrieb.

Die Fuhrparkkolonnen setzen sich aus rund 450 Ochsenwagen zusammen, jeder mit 10—11 Paar Ochsen bespannt.

Alles in allem sind also etwa 1000 Fahrzeuge der Proviant- und Fuhrparkkolonnen dauernd im Gang.

Zur Unterstützung dieser Kolonnen sind noch Buren als Frachtfahrer, die mit eignen Ochsenwagen fahren, angeworben.

Proviant- und Fuhrparkkolonnen und Burenfrachtwagen vermitteln den Verkehr zwischen Windhuk und den im Bereich der operierenden Truppen gelegenen Magazinen.

Von den Magazinen holt die Truppe ihre Bedürfnisse mit ihren eigenen Fahrzeugen (jede Kompanie und Batterie hat im allgemeinen zwei Eselskarren und zwei Ochsenwagen) ab.

Wenn wir die von den Kolonnen zurückzulegenden Entfernungen auf heimische Verhältnisse übertragen, so ist es so, als ob von Berlin nach Hannover eine Feldbahn geht und vom Endpunkt Hannover der von Berlin herangefahrene Proviant mittels Wagen über Land bis Frankfurt a. M. gefahren werden muß.

Dazu kommt, daß die Wege draußen oft sehr schlecht und steinig sind und insbesondere dann Schwierigkeiten bereiten, wenn eins der häufigen Flußreviere zu durchqueren ist.

Die Wege, „Pad“ genannt, sind nichts andres, als durch Ochsenwagen der Händler von langer Zeit her ausgefahrene Geleise.

Daß bei so enormen Entfernungen, sowie bei der beständigen Gefahr, die den Kolonnen seitens des Feindes droht — der Nachschub unvollkommen und die Truppe zeitweise Entbehrungen ausgesetzt ist, ist ganz unvermeidlich.

Seitens unsrer Etappenbehörde geschieht das Menschenmögliche; es liegt eben an den afrikanischen Verhältnissen, wenn der bei der Truppe eintretende Bedarf nicht immer rechtzeitig gedeckt werden kann.

Viel ungünstiger liegen die Verhältnisse im Süden.

Die bei Keetmanshoop, den Karasbergen und bei Warmbad operierenden Truppen sind einerseits auf die Zufuhr auf dem Weg von Lüderiksbucht nach Keetmanshoop, dem sog. „Baiweg“, angewiesen, andererseits auf die Verpflegung englischer Unternehmer, die bei Kamansdrift am Oranje oder bei Rietfontein, gegenüber Hasuur, Proviant anliefern.

Im Januar und Februar dieses Jahres — als gerade die Operationen gegen die Karasberge vorbereitet werden mußten — wurde die englische Grenze für Zufuhr von Verpflegung gesperrt. Die Truppe war alsdann mit ihrer Verpflegung ausschließlich auf den Baiweg angewiesen, und das genügt in keiner Weise.

Lüderitzbucht ist ein guter Hafen, aber der Weg von dort bis Kubub — 120 km weit — führt durch die Wander- und Flugsanddünen der Namib.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, welche dieser Wüstengürtel dem Betrieb mit Ochsen- und Eselgespannen entgegensetzt, kann nur der ermessen, welcher die Verhältnisse mit eigenen Augen geschaut.

Brunnentechniker, die im Dienst der Etappe Lüderitzbucht tätig sind, haben auf dieser Wüstenstrecke bei Ukama (auf der Hälfte des Weges nach Kubub) zwar einen Brunnen gegraben, das Wasser deckt aber, namentlich in der heißen Jahreszeit, den Bedarf nicht. Die Ochsen fallen massenhaft dem Durst zum Opfer.

Ich bin im April den Baiweg von Keetmanshoop nach Lüderitzbucht geritten; bei der Wasserstelle Ukama lagen mehr als 500 Ochsenkadaver, welche die Luft verpesteten. Hinter Ukama konnte man den Weg nach Lüderitzbucht nicht mehr verfehlen. Man brauchte nur der Nase nach zu marschieren, wofür die am Wege verwesenden Ochsen sorgten.

Eine Anzahl aushilfsweise eingestellter Kamele mindert wohl in etwas die Schwierigkeiten, kann aber eine ausreichende Abhilfe nicht schaffen.

Wer diese Kalamität auf dem Baiweg selbst gesehen, dem ist es klar, daß hier nur eine Eisenbahn helfen kann.

Dieser Notwendigkeit hat sich der Reichstag nicht verschlossen. In dankenswerter Weise hat er in einer Sitzung noch vor Weihnachten die Mittel zum Bau der Bahn von Lüderitzbucht bis Kubub bewilligt und damit den Truppen draußen das beste Weihnachtsgeschenk gemacht, welches ihnen das Vaterland darbringen konnte.

Die Trace der Bahn führt im allgemeinen über granitene Untergrund, an welchen die Flugsandregion nicht heranreicht. Die Bauzeit ist auf acht Monate, die Baukosten sind auf 5 Millionen Mark veranschlagt; sehr billig, wenn man bedenkt, daß der bisherige Betrieb auf dem Baiweg mit Ochsen- und Eselwagen monatlich  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark verschlingt!

Diese Eisenbahn wird nicht nur die Truppenbesatzung im Süden vor Hunger und Mangel an Munition schützen, sondern sie wird auch, nachdem Frieden eingetreten sein wird, ein Hauptmittel zum

wirtschaftlichen Aufschwung der Kolonie bilden. Verlängerung bis Keetmanshoop und von da nordwärts nach Windhuk, südwärts nach Steinkopf mit Anschluß an das englische Bahnnetz, kann meines Erachtens nur eine Frage der Zeit sein.

Solcher Bahnbau ist ferner das wirksamste Mittel, künftige Aufstände im Keim zu ersticken. Hätten wir schon früher eine Bahn im Süden gehabt, so hätte der Aufstand eine Ausdehnung wie jetzt nimmermehr erreichen können.

Übrigens ist zu allen Schwierigkeiten neuerdings noch das Mißgeschick der Kinderpest auf dem Baiweg hinzugetreten. Die Ochsen mußten erschossen werden.

Bis zur Vollendung der Eisenbahn muß daher der Truppe durch Überweisung einer größeren Zahl von Dromedaren und Maultieren über die kritische Zeit hinweggeholfen werden.

\* \* \*

Ich komme zum **zweiten Abschnitt** meines Vortrages:  
**dem Verlauf der seitherigen Kriegsergebnisse.**

Von genauem Eingehen auf die taktischen Einzelheiten sehe ich hier ab und will mich auf Schilderung des Verlaufes der Ereignisse im großen beschränken.

In den ersten Tagen des November 1903 nahmen die Unruhen mit der Erhebung der Bondelszwarts um Warmbad ihren Anfang. Der Gouverneur Leutwein war gezwungen, fast alle Truppen aus dem ganz ruhig scheinenden Hererogebiet herauszuziehen und sie nach Süden gegen die aufständischen Bondelszwarts zu führen. Hendrik Witboi mit seinen Leuten leistete ihm dabei Heeresfolge.

Aufstand der  
Bondelszwarts  
und der  
Hereros.

Kaum sahen die Hereros ihr Gebiet von der Schutztruppe entblößt, als sie am 12. Januar 1904 mit der Ermordung der Farmer loszschlugen.

Die auf dem Marsch gegen die Bondelszwarts befindliche Kompagnie Franke, welche um diese Zeit Gibeon erreicht hatte, erhielt Befehl, sofort umzukehren und die von den Hereros inzwischen eingeschlossenen und bedrohten Standorte Windhuk, Okahandja und Omaruru zu entsetzen.

Diese Aufgabe hat Hauptmann Franke, der mit seiner Kompagnie und 2 Geschützen die 300 km betragende Strecke Gibeon—Windhuk in 4 Tagen zurücklegte, in glänzender Weise gelöst.

In den schweren Gefechten bei Okahandja und Omaruru hat

die Kompagnie Franke mit hervorragender Tapferkeit und Kaltblütigkeit gegen eine große Übermacht siegreich gefochten; ganz besonders wird der Entsatz von Omaruru in der Geschichte der südwestafrikanischen Schutztruppe stets ein ruhmreiches Blatt bilden.

Dem Gouverneur Leutwein gelang es, Ende Januar mit den Bondelszwarts Frieden zu machen. —

Und nun waren sämtliche Schutztruppen wieder frei, die sofort nach dem Norden in Marsch gesetzt wurden, während der Gouverneur selbst sich zu Schiff über Port Kolloth—Swakopmund in das aufständische Hererogebiet begab.

Inzwischen waren aus der Heimat Verstärkungen unter den Majors von Estorff und von Glasenapp eingetroffen.

Diese Verstärkungen im Verein mit den alten Schutztruppen hatten dann im April 1904 mehrere ernste Zusammenstöße mit den Hereros, hauptsächlich in den Dnjatibergen; ich erwähne hier nur die denkwürdigen Gefechte von Dnganjira, Dwiumbo, Dwikokorero; waren auch unsere Verluste verhältnismäßig schwer, namentlich an Offizieren, so war doch der Sieg stets auf unserer Seite.

Gefechte am  
Waterberg  
August 1904.

Nach den Gefechten in den Dnjatibergen zog sich fast das ganze Volk der Herero am Waterberg zusammen und blieb dort in einer für ein so großes Nomadenvolk außerordentlich engen Versammlung bis in den August hinein sitzen.

Im Juni traf Generalleutnant von Trotha und bald nach ihm das 2. Feldregiment unter meiner Führung in Afrika ein; aus den bisher draußen gewesenen Truppen wurde das 1. Feldregiment formiert.

Generalleutnant von Trotha beschloß, die Hereros am Waterberg mit allen Kräften anzugreifen.

Dazu wurden 6 aus berittener Infanterie und Artillerie gemischte Abteilungen von verschiedener Stärke gebildet und rings um den Waterberg bereitgestellt, und zwar:

Abteilung Müller	im Süden,
„ v. d. Heyde	im Südosten,
„ v. Estorff	im Osten,
„ Volkmann	im Norden,
„ v. Fiedler	im Westen,
„ v. Deimling	im Südwesten.

Diese Bereitstellung der Truppen nahm naturgemäß Zeit in Anspruch, zumal der letzte Teil des 2. Feldregiments erst Mitte Juli in Swakopmund ausgeschifft wurde. Nur dadurch, daß die Kompagnien dieses Regiments in starken Eilmärschen von Swakop-

mund über Karibib—Dmaruru heranrückten, war es möglich, daß die geplante Versammlung an und um den Waterberg schon im ersten Drittel des August vollendet war.

Nachdem dann sämtliche Abteilungen bis auf einen kurzen Tagesmarsch an den Waterberg herangerückt waren, begann am 11. August früh der allgemeine Angriff.

Die von Süden heranrückende Abteilung Mühlenfels (dieser hatte für den mit dem Pferd gestürzten Obersten Müller das Kommando übernommen) stieß bei Hamakari auf einen sehr zähen und energischen Widerstand, wohl die Hauptmasse der Orlogleute. In den hier entbrennenden schweren Kampf wurde auch das Hauptquartier mit verwickelt.

Die von Südosten anmarschierende Abteilung Heyde wurde von einem andern Teil der Orlogleute im dichten Busch angegriffen und in dem absolut unübersichtlichen Gelände, in dem die Hereros teilweise von den Bäumen herabschossen, hart bedrängt.

Auch Abteilung Estorff stieß östlich der Station Waterberg auf heftigen Widerstand, während Abteilung Deimling bei Station Waterberg selbst mit Hereros in Kampf geriet, die sich in den Klippen und Felsen am Südobhang des Waterbergs eingenistet hatten.

So wurde am 11. August am Waterberg an vier räumlich weit auseinanderliegenden Stellen gekämpft — und zwar zum Teil bis in die Nacht hinein.

Das Gesamtergebnis des Kampfes konnte daher erst am nächsten Tage übersehen werden. An diesem zeigte sich, daß der Kampf mit einem vollständigen Sieg der deutschen Waffen geendet hatte.

Die Hereros hatten schwere Verluste erlitten, ihre sämtlichen Werkten am Waterberg geräumt und waren in wilder Flucht nach Südosten abgezogen.

Aus den für den Angriff getroffenen Maßnahmen war vielfach der Schluß gezogen worden, daß eine vollständige Einkreisung der Hereros beabsichtigt gewesen sei, und viele rechneten deshalb darauf, daß wir die Hereros am Waterberg mit einem Schlage vernichten oder gefangen nehmen würden.

Wenn man aber bedenkt, daß die von den Hereros besetzte Linie, gegen welche die Abteilungen Estorff, Heyde, Mühlenfels, Deimling mit zusammen 13 Kompagnien = 1100 Gewehren, angelegt wurden, ganze 40 km beträgt, so wird klar, daß von einer vollständigen Abschließung der Hereros nicht die Rede sein konnte. Es blieb ihnen immer noch Raum genug, zwischen den Abteilungen hindurch abzuziehen, zumal dichter Busch den Abzug begünstigte.

Im übrigen hat ja, wie ich vorgreifend schon berichtete, die Hereros das verdiente Geschick infolge unsres Sieges am Waterberg auch so ereilt — gründlicher vielleicht, als es durch eine noch so vollständige Einkreisung hätte geschehen können!

Den flüchtigen Hereros wurden alsbald unsre Truppen auf die Fährte gesetzt; die Hereros flohen im allgemeinen teils dem Revier des Giseb, teils dem des Epukiro folgend.

Verfolgung  
der Hereros  
in das Sand-  
feld.

Es verfolgte den Giseb entlang das 1. Regiment, dabei das Hauptquartier; den Epukiro entlang das 2. Regiment.

Bei der Verfolgung kam es zu ernstern Gefechten nicht mehr; die Widerstandskraft der Herero war vollständig gebrochen.

Zwar konnten wir noch einige Male, namentlich mit Artillerie, in die abziehenden Haufen hineinschießen, aber zu ernstern Gefechten stellten sie sich nicht mehr. Sie waren nur von dem einen Trieb befeelt, uns zu entfliehen; dabei liefen sie aber einem andern Verhängnis in die Arme, dem des Verdurstens in der Omaheke, dem Sandfeld. Dieses hat namentlich in der trockenen Jahreszeit, welche im September und Oktober ihren Höhepunkt erreicht, sehr wenig Wasser.

Daß übrigens auch wir bei dieser Verfolgung keine Feste feierten, möge Ihnen folgende Episode zeigen:

Die 1. Kompagnie des 2. Feldregiments und die 7. Batterie unter Hauptmann Klein hielten im Oktober die Wasserstelle Dji-manangombe besetzt.

Am 20. Oktober meldete eine in Richtung Nietfontein vorgesandte Offizierspatrouille, daß die 45 km östlich von Dji-manangombe liegende Wasserstelle Orlogsende von etwa 200 Hereros besetzt sei. Hauptmann Klein beschloß, dieselben anzugreifen. Er marschierte am 26. Oktober von Dji-manangombe ab; am 27. Oktober 3<sup>30</sup> morgens kamen die Lagerfeuer der Hereros bei Orlogsende in Sicht; um 5 Uhr morgens eröffnete die Artillerie das Feuer; der Gegner ergriff die Flucht.

Hauptmann Klein verfolgte bis zu der etwa 7 km weiter östlich gelegenen Wasserstelle Dzombu, die er 7 Uhr vormittags erreichte.

Hier lagen Hunderte von totem Vieh bei und in den Wasserlöchern. Pferde und Esel konnten nur noch teilweise getränkt werden.

Eine ausreichende Versorgung der ganzen Abteilung mit Wasser für den Weitermarsch war ausgeschlossen.

Hauptmann Klein beschloß daher, die Verfolgung nur mit 25 Berittenen und 3 Geschützen fortzusetzen, während er alles übrige nach Orlogsende und Dji-manangombe zurückschickte.

Am 27. Oktober 4<sup>30</sup> nachmittags trat die Abteilung des Hauptmann Klein den Weitermarsch in östlicher Richtung an.

Am 28. Oktober 7 Uhr morgens hatte sie 50 km zurückgelegt.

Längs des Weges war man auf tote Hereros und zahlreiches verendetes Vieh gestoßen. Wasser war nirgends gefunden worden.

Der von den Mannschaften mitgeführte Vorrat reichte nur noch knapp für den 28. aus.

Hauptmann Klein beschloß daher, nunmehr mit den vier frischesten Reitern weiterzureiten, während Oberleutnant Nadrowski mit dem Rest der Abteilung nach Maßgabe der Kräfte von Mann und Tier folgen sollte.

Bereits nach 15 km mußte Hauptmann Klein zwei Reiter wegen Erschöpfung ihrer Pferde zurückschicken.

Er selbst legte mit seinen letzten beiden Begleitern noch weitere 15 km zurück, ohne auf Wasser zu stoßen.

Ein weiteres Vorgehen machte der Zustand von Mann und Pferd unmöglich; der Rückmarsch mußte angetreten werden.

Um 2<sup>30</sup> nachmittags erreichte Hauptmann Klein die noch etwa 10 km vorgerückte Abteilung Nadrowski. Ihr Zustand gab zu ernststen Besorgnissen Veranlassung; infolge der ungeheuren Hitze des Tages war ihr Wasser fast verbraucht. Um 5 Uhr nachmittags wurde der Rückmarsch fortgesetzt; bald aber weigerten sich die dem Verdursten nahen Tiere, die Geschütze weiterzuziehen.

Die Geschütze mit den Lafetten mußten unter Bedeckung zweier Unteroffiziere zurückgelassen werden, während die Prozen zum Transport matt gewordener Leute verwendet wurden. Nach einigen weiteren Kilometern mußten auch die Prozen wegen gänzlichen Versagens der Zugtiere stehen bleiben.

Am 29. Oktober morgens erreichte die Abteilung die Wasserstelle Dzombu.

Hauptmann Klein hatte für seine Person in 40 Stunden 160 km zurückgelegt.

Zwei Mann waren unterwegs schwer erkrankt; davon hatte einer seinen eignen Urin getrunken. Zahlreiche andere wurden bald vom Typhus ergriffen.

25 Pferde, 21 Esel waren eingegangen.

Hauptmann Klein starb bald darauf in Epukiro am Typhus. Aller Borausicht nach hat er sich den Kern zu dieser Krankheit bei der geschilderten Unternehmung zugezogen, die mit großer Energie und übermenschlichen Anstrengungen durchgeführt war.

Die Geschütze und Proben wurden später von Djiimanangombe aus durch eine andere Abteilung wieder herangeholt. —

Aufstand der  
Hottentotten.

Nachdem zu Anfang Oktober Nachrichten aus dem Süden eingelaufen waren, welche auf eine Gärung unter den Hottentotten schließen ließen, erhielten wir Mitte Oktober die Trauerbotschaft, daß die Hottentotten deutsche Farmer im Süden ermordet und den Hauptmann von Burgsdorf, Distriktschef in Gibeon, erschossen hätten.

Damit erwuchs uns eine neue Aufgabe, **die Niederwerfung der Hottentotten.**

An eine weitere Verfolgung der Hereros in das Sandfeld hinein war so wie so nicht zu denken, wenn wir uns nicht selbst der Gefahr des Verdurstens aussetzen wollten.

Es wurde deshalb vom Oberkommando angeordnet, daß das 1. Feldregiment gegen die Hereros im Norden verbleiben, jedoch sich auf Absperrung des Sandfeldes beschränken sollte, um zu verhindern, daß etwa Teile der Hereros zurückkehrten.

Das 2. Feldregiment aber erhielt Befehl, über Windhuk nach dem Süden abzurücken, um sich gegen die Hottentotten zu wenden. Mit Leitung der Operationen gegen diese wurde ich beauftragt.

Operationen  
gegen Hendrik  
Witboi und  
Cornelius  
Ende 1904 und  
Anfang 1905.

Allem Anschein nach konzentrierte Hendrik seine Witbois bei Rietmont, seiner Residenz. Es wurde daher in Kub am Fischfluß (4 Tagemärsche nordwestlich Rietmont) ein Magazin als Ausgangspunkt der Operationen gegen Hendrik angelegt.

Es dauerte von Mitte Oktober bis Ende November, bis so viel Truppen aus dem Norden über Windhuk herangezogen waren, daß von dort die Operationen gegen Hendrik Witboi beginnen konnten, denn die Truppen hatten durch die Verfolgung im Sandfeld stark gelitten; Mannschaften und Tiere mußten erst in Windhuk wieder komplettiert, die abgerissene Bekleidung neu ersetzt und das Magazin Kub, so gut wie möglich, gefüllt werden.

Am 1. Dezember konnte der Marsch von Kub auf Rietmont angetreten werden.

Am 4. Dezember hatten wir unser erstes Gefecht gegen die versammelten Witbois unter Hendriks Führung bei Nariis. Diese Wasserstelle wurde nach mehrstündigem Kampf am Abend siegreich genommen. Hendrik floh nach Rietmont.

Am andern Morgen drangen wir in Rietmont ein, fanden das Nest aber verlassen, die Witbois waren nach dem Luob in Richtung Zwartfontein geflohen.

Rietmont hat 5 größere Häuser aus Backsteinen; sonst nur Pontois. Das Lehmhaus mit den drei Eingängen ist das Wohnhaus

Hendriks. Eine Reihe Stühle steht noch vor dem Hause, wie sie gerade benutzt waren. Der alte Kapitän muß in schleuniger Flucht abgezogen sein! Dort steht noch sein Lehnstuhl mit Decken und Fellen. Auf dem Tische daneben eine Schüssel mit eingeweichten Kürbiskernen, die letzte Mahlzeit, welche er in seinem Hause genossen. Auf dem großen Tische liegen seine Brieffschaften, Patronen, Taschenuhr, einige holländische Bücher, seine Bibel, dort seine Gewehre, auch mehrere deutsche Offizierssäbel.

An der Wand ein deutscher Wandspruch, die beiden Engel der Sixtina mit dem Spruch: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Über dem Bett hängt ein kleines Bild der Familie unseres Kaisers, sowie ein Bild des Gouverneurs Leutwein. Auch ein Sparkassenbuch Hendriks fand ich vor. Danach hat er im September 1904 in die Sparkasse in Gibeon 1600 Mark eingezahlt.

Neben Hendriks Haus steht das Missionshaus, in welchem der Missionar Holzapfel wohnte. Ihn hatte Hendrik bei Ausbruch des Aufstandes vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder erschießen lassen. —

Bei Rietmont fanden wir ungeheure Mengen Vieh vor, welches den ermordeten Farmern geraubt war. Es wurde unter Bedeckung nach Kub in Sicherheit gebracht.

Noch am selben Tage — 5. Dezember — wurde Hendriks Verfolgung nach dem Auob aufgenommen.

Er stellte sich jedoch nicht mehr, sondern floh bis Gochas, wo er sich mit seinem alten Freunde Simon Kopper, dem Kapitän der Franzmann-Hottentotten, vereinigte.

Bis Gochas konnten wir die Verfolgung jetzt nicht ausdehnen, da es an Proviant, Artilleriemunition und an Hafer mangelte. Die Truppe mußte erst wieder das Notwendigste an sich heranziehen; auch schien es zweckmäßig, dem zersprengten Feinde Zeit zum Sammeln und Festsetzen zu gewähren, um später ein um so besseres Angriffsobjekt zu haben. Die Truppe ging daher in ein Lager nach Kalkfontein am Auob.

Inzwischen hatten sich am Hudup (westlich Gibeon) Nordbethanier-Hottentotten unter Cornelius, dem Schwiegerohn Hendriks, gesammelt; sie wurden auf 150—200 Gewehre geschätzt. Da sie unsre Station Maltahöhe bedrohten, auch sonst allerlei Unfug trieben, mußten sie angegriffen werden. Es wurde dazu die 2. Kompagnie des 1. Feldregiments, die alte Frankesche Kompagnie, die mir zugeteilt war, und 1/2 Batterie unter Oberleutnant Ritter bestimmt.

Ritter marschierte um die Weihnachtszeit von Gibeon nach dem Hudup und griff den Cornelius an; in dem schwierigen, bergigen Gelände kam es zu einem harten Kampf, der morgens begann, aber am Abend noch nicht dazu geführt hatte, die vortrefflich in Klippen gedeckten Hottentotten aus ihrer dominierenden Stellung durch Feuer zu vertreiben.

Da, am Abend, als schon die Dämmerung hereinbrach, beschloß Oberleutnant Ritter, zum Sturm zu schreiten. Er ließ die Infanterie die Seitengewehre aufpflanzen. Jetzt baten die Artilleristen darum, doch auch mitstürmen zu dürfen; schießen könnten sie wegen der Dämmerung doch nicht mehr. Es wurde ihnen geantwortet, daß sie ja gar nicht in der Lage wären, die Seitengewehre aufzupflanzen. (Die Artillerie hat nämlich Karabiner, jedoch ohne Vorrichtung zum Aufpflanzen der Seitengewehre.)

Da antworteten die Artilleristen: „wir brauchen keine Seitengewehre, wir schlagen den Kerls die Schädel mit den Kolben ein“.

Und die braven Kanoniere haben den Sturm mitgemacht, die feindliche Stellung wurde genommen. —

Dieser erneute Sieg war für uns eine große Weihnachtsfreude.

Inzwischen waren Nachrichten bei mir in Gibeon, wohin ich mich begeben hatte, eingegangen, welche erkennen ließen, daß Hendrik, Simon Kopper und Manasse ihre Kräfte, die wir auf 8—900 Gewehre schätzen mußten, in Gegend von Gochas am Auob versammelt hatten. Ich beschloß, ihn dort anzugreifen und zum Angriff alle Truppen, die mir in erreichbarer Nähe standen, heranzuziehen.

Es waren dies:

die Truppen im Lager von Kalkfontein: 3 Kompagnien und 1 Batterie (etwa 200 Mann und 4 Geschütze) unter Major Meister;

das Detachement Ritter, welches nach seinem Sieg am Hudup nach Gibeon zurückgekehrt war;

1 Kompagnie,  $\frac{1}{2}$  Batterie, etwa 75 Gewehre und 2 Geschütze;

die Abteilung v. Lengerke, welche bisher bei Keetmanshoop gestanden, kurz vor Weihnachten aber einen vernichtenden Schlag gegen die Veldschoendrager-Hottentotten bei Koes geführt hatte. Stärke der Abteilung Lengerke:

$1\frac{1}{2}$  Kompagnie und  $1\frac{1}{2}$  Batterien, etwa 300 Gewehre und 6 Geschütze. —

Diese drei Abteilungen beschloß ich zum Angriff zu verwenden und befahl, daß sie den Vormarsch von Kalkfontein bzw. Gibeon

bzw. Koes so einzurichten hätten, daß sie Gochas am 4. Januar früh erreichten. Ich selbst begleitete die Abteilung Ritter von Gibeon.

Die vereinigten Hendrik Witboi- und Simon Kopperleute waren übrigens bedeutend stärker, als wir angenommen; sie hatten durch Zuzug von Hereros, Beldschoendrager und sonstigen Hottentotten sich auf die Stärke von etwa 1500 Gewehren gebracht.

Als ob er mit Erfolg die Kriegsakademie besucht hätte, operierte Hendrik Witboi jetzt gegen die drei von Nord, West, Süd anmarschierenden Kolonnen auf der inneren Linie. —

Den Abteilungen Ritter und Lengerke schickte er die Simon Kopperleute — etwa 300 Gewehre — nach Haruchas, südlich Gochas, entgegen, um sie aufzuhalten.

Mit allem übrigen warf er sich auf die Kolonne Meister bei der Wasserstelle Gr. Nabas im Luobtal.

Es kam hier zu einem 50stündigen erbitterten Kampfe, in dessen Verlauf die Abteilung Meister von der erdrückenden Überzahl von drei Seiten umfaßt wurde. Da sich die Wasserstelle im Besitz der Hottentotten befand, so war schließlich die deutsche Abteilung dem Verdursten nahe.

Da ertönte von Süden her Kanonendonner; es waren die anrückenden vereinigten Abteilungen Lengerke und Ritter unter meiner Führung.

Wir hatten die Simon Kopperleute, die uns aufhalten sollten, am 3. Januar bei Haruchas, am 5. Januar bei Gochas geschlagen; mit Aufbietung aller Kräfte von Mann und Pferd rückten wir von Gochas nach Norden vor, um so schnell wie möglich an die Abteilung Meister heranzukommen, über deren Schicksal wir vollkommen im Dunkel waren.

Sehr richtig erkannte Hendrik Witboi, daß er von der Abteilung Meister ablassen müsse, wenn er nicht selbst zwischen zwei Feuer geraten wollte. Er zog deshalb von Gr. Nabas ab und warf sich am 7. Januar mir bei Zwartfontein entgegen.

Nach sechsstündigem, schwerem Gefecht gelang es, ihn zu schlagen; er floh mit seinen Leuten nach Osten in die Kalahari, und zwar so eilig, daß er 22 Ochsenwagen, mit Hab und Gut beladen, in unsern Händen lassen mußte.

Am 9. Januar traf ich mit den Abteilungen Lengerke und Ritter bei Abteilung Meister in Stamprietfontein ein, wohin sie aus Wassermangel zurückgegangen war. —

Ich möchte aus dem Gefecht der Abteilung Meister bei Gr. Nabas einige Einzelheiten mitteilen, weil sie charakteristisch sind;

ich folge dabei im allgemeinen dem offiziellen Gefechtsbericht im Militär-Wochenblatt:

Das Gefecht bei Gr. Nabas begann am 2. Januar früh morgens. Bald war das kleine Häuflein des Major Meister von der erdrückenden Überzahl der Feinde von drei Seiten umfaßt; die vierte offene Seite bildete das tief eingeschnittene Tal des Luob; hier waren die Wagen aufgefahren und der Verbandplatz errichtet. Die Wasserstelle Gr. Nabas war im Besitz des Feindes.

Die gesamte feindliche Linie, die verhältnismäßig dicht besetzt war, hatte nach und nach eine Ausdehnung von 4—5 km erhalten.

Die Verluste der mit einem Feuerring eingeschlossenen Abteilung Meister nahmen mehr und mehr zu. Namentlich die Batterie hatte schwer zu leiden; sie verlor kurz hintereinander 4 Offiziere, den Major von Nauendorf, die Oberleutnants v. Neubronner und Lanteschläger sowie Leutnant Oberbeck. Ein fünfter Offizier, der Leutnant d. Res. Semper, harrte, obwohl am rechten Arm verwundet, bei der Batterie aus. Am Nachmittag ist auch er durch einen Schuß in den Unterleib getötet worden.

Die Sonne brannte glühend heiß hernieder. Im Laufe des Nachmittags begannen sich die Wasserfäcke und die auf den Wagen mitgeführten Wasserfässer zu leeren.

Gegen 5 Uhr nachmittags wurde der letzte Trunk Wasser erreicht — und dann war's zu Ende, und nun stellte der schrecklichste Feind südafrikanischer Kriegsführung, der Durst, die Widerstandskraft der braven Truppen auf eine harte Probe.

Mit Einbruch der Dunkelheit wurde das Feuer auf beiden Seiten schwächer, um wieder aufzulackern, sobald irgendeine Bewegung beim Gegner bemerkt wurde.

Gegen 10 Uhr abends bezog sich der Himmel mit schweren, dunkeln Wolken; es schien ein Gewitter niedergehen zu wollen.

Um den erhofften Regen aufzufangen, wurden alle Zeltbahnen ausgespannt, und manch heißes Gebet um Regen ist zum Himmel emporgestiegen. Allein es erhob sich ein sturmartiger Wind und zerstreute die Wolken.

Die Truppen verbrachten die Nacht, das Gewehr im Arm, in der Schützenlinie.

Der Morgen des 3. Januar begann kaum zu grauen, als das Gefecht von beiden Seiten von neuem entbrannte.

Ein heißer Tag hatte wieder begonnen, die Sonne brannte erbarmungslos auf die am Boden liegenden Schützen hernieder und vermehrte die Qualen des Durstes.

Schon in der ersten Morgenstunde wurden einige Leute vor Erschöpfung und Durst in der Schützenlinie bewußtlos.

Im Laufe des Vormittags gestaltete sich die Lage immer ernster, die Geschützmunition begann auszugehen, die Bedeckung der Geschütze war stark gelichtet und nur noch von Zeit zu Zeit feuerte eins von ihnen.

Das feindliche Feuer nahm an Heftigkeit zu, der Gegner schien über große Munitionsmengen zu verfügen.

Der Zustand der in der prallen Sonne, im nahezu 30stündigen, ununterbrochenen Kampfe liegenden halbverdursteten Schützen begann bedenklich zu werden. Mehrere Leute hatten angefangen, das Blut getöteter Pferde zu trinken; manche aßen in der Verzweiflung Ameisen; abends nahmen sie kühle Steine in den Mund.

Eine Anzahl Hirschschläge war eingetreten, einzelne Leute wurden vor Durst wahnsinnig und stürzten, delirierend und Gebete ausstößend vor, um die Wasserstelle allein zu stürmen.

Leutnant von Bockelberg, der vor Durst in irren Zustand verfallen war, rannte trotz des Zurufs seiner Leute delirierend in den Feind und wurde am andern Tag, von Kugeln durchsiebt, tot aufgefunden.

Der Feind höhnte noch obendrein die Halbverdursteten, indem er, die eigenen, wohlgefüllten Wasserjälle emporhaltend, laut hinüberrief: „Dütschmann sehr durstig — gutes Wasser hier.“

Am meisten hatten die Verwundeten unter dem Durst zu leiden.

Der Feldprediger Schmidt, der die Abteilung begleitet hatte, stand ihnen voll Aufopferung bei, sprach ihnen zu und suchte sie zu beruhigen.

Hier beim Verbandplatz lag auch der durch einen Schuß in den Unterleib gleich zu Beginn des Gefechts schwer verwundete Major von Nauendorf. In seinen entsetzlichen Qualen bot er zehntausend Mark für einen Schluck Wasser. Er konnte ihn nicht erhalten. Da kommt ein schwer verwundeter Sergeant zu seinem Major herangekrochen und bietet ihm einen Rest Rotwein aus seiner Feldflasche an.

Der Major aber weist nach kurzem Kampfe mit sich selbst den Trunk zurück; „behalten Sie den Wein für sich selbst, Sie müssen zurück zum Geschütz,“ sagte er, „mit mir ist es ja doch vorbei.“

Die ernste Lage erreichte ihren Höhepunkt, als nachmittags bald nach 2 Uhr der Feind einen Vorstoß machte, um die der Bedeckung beraubten rechten und linken Flügelgeschütze wegzunehmen.

Die in der Nähe der bedrohten Geschütze liegenden Offiziere rafften jedoch ihre Schützen zusammen und warfen sich den ein-

brechenden Hottentotten mit dem Bajonett entgegen. Nach hartnäckigem Ringen wurde der Feind zurückgeworfen.

Nach diesem aufregenden Vorfall ließ der Kampf auf beiden Seiten an Heftigkeit nach und das Feuer wurde nur noch matt unterhalten.

Es trat ein Zustand fast bewußtloser Erschöpfung ein. Da, als die Not am größten war, kam die Rettung! Major Meister hatte schon um Mittag durch Versprechen hoher Belohnung einige eingeborene Ochsentreiber bewogen, im Flußthal weiter rückwärts Wasser zu suchen.

Einem dieser Eingeborenen war es gelungen, 1½ Stunden rückwärts eine Rinne angestauten Regenwassers zu finden.

Ein mitgeführter Wassermagen wurde gefüllt und zur Truppe vorgeführt. Als die ersten Wassersäcke in die Schützenlinie gebracht und becherweise gespendet wurden, da kehrten den ermatteten Leuten neues Leben, Mut und Kraft zurück.

Ein Offizier sagte mir: das Wasser sah aus wie Kartoffelsuppe, geschmeckt hat es aber schöner als das schönste Glas Pilsener zu Haus. —

Als ein Offizier den Leuten seines Zuges zurief, hinter der Deckung das so heiß ersehnte Wasser zu trinken, rief ein Mann, der die Stimme des Leutnants nicht erkannte und einen seiner Kameraden für den Sprecher hielt, obwohl selbst halb verschmachtet: „Aber Mensch, wir dürfen doch jetzt unsre Stellung nicht verlassen!“

Gespannt hatten sich die Blicke der Führer während des ganzen Tages gen Süden — das Nuobtal abwärts — gerichtet nach der sehnsüchtig erwarteten Hilfe durch die unter meiner Führung herandrückende Abteilung Lengerke und Ritter.

Da am Abend des 3. vernahm man aus weiter Ferne Kanonendonner — die Rettung nahte! — In der Nacht vom 3. zum 4. verstummte das feindliche Feuer. Gegen Morgen wurde lautes Schimpfen in den Schanzen des Gegners gehört, dann bemerkte man zur freudigen Überraschung, daß der Feind in der linken Flanke verschwunden war, offenbar in der Folge des Anmarsches der Kolonne Deimling.

Von einer vorgesandten Patrouille wurde die Flucht einiger hundert Reiter gemeldet. Als dann wieder aus südlicher Richtung Kanonendonner vernehmbar wurde, faßte Major Meister den Entschluß, zum Sturm gegen den in der Front noch immer standhalten- den Gegner zu schreiten.

Nachdem der Gegner mit einem gewaltigen Feuer aus Gewehr

und Geschütz überschüttet worden, wurden gegen 11 Uhr vormittags die Seitengewehre aufgepflanzt und die feindliche Stellung im Sturm genommen.

In wilder Flucht und laut schreiend ging der Gegner zurück.

Die Wasserstelle Gr. Nabas war in Besitz genommen; alles erquickte sich an dem frischen, labenden Wasser. Auch die Pferde konnten jetzt getränkt werden; vom 1. Januar abends bis zum 4. Januar nachmittags 3 Uhr hatten sie kein Wasser bekommen. Als sie jetzt Wasser witterten, zitterten sie am ganzen Leibe.

Das dreitägige Gefecht hatte der Abteilung Meister schwere Verluste, etwa 50 vom Hundert, gekostet. Gefallen waren 4 Offiziere, 24 Unteroffiziere und Mannschaften; verwundet 5 Offiziere, 38 Unteroffiziere und Mannschaften. Außerdem waren 148 Pferde und Maultiere getötet.

Die Verluste des Gegners entziehen sich selbst ungefähre Schätzung, da er seine Toten und Verwundeten beim Rückzug mitgeschleppt hat. Er soll indessen schwer gelitten haben.

Major Meister blieb am 4. und 5. in der eroberten Stellung und entschloß sich, am 6. nach Stamprietfontein zurückzumarschieren, um hier die Truppe bei reichlichem Wasser sich erholen zu lassen. — Dort in Stamprietfontein vereinigte ich mich mit ihm, wie wir bereits wissen.

Nach den Gefechten am Auob, welche zu einem Zurückwerfen des Gegners in die Kalahari geführt hatten, wurde der Auobabschnitt von nördlich Kalkfontein bis in die Höhe von Persip mit den Abteilungen Meister und Lengerke besetzt, um den Hottentotten die Rückkehr nach dem Auob zu verwehren.

Von der Abteilung Lengerke schied die Kompagnie Ritter und Halbbatterie Stuhlmann aus, welche nach Gibeon dirigiert wurden, um die Operationen am Hudup, wo sich Cornelius mit den Bethaniern von neuem festgesetzt hatte, wieder aufzunehmen.

Nachdem ich den Major Meister zum Kommandeur des Auobabschnittes ernannt, begab ich mich mit meinem Stab nach Keetmanshoop, um den Angriff gegen die Karasberge vorzubereiten.

Die Karasberge sind ein bis zu 2000 m sich erhebender Gebirgsstock in der ungefähren Ausdehnung des Harzes. Schon von Keetmanshoop aus sieht man die scharfen Grate und Zacken des Felsgebirges in die Luft ragen. Nur wenige Zugänge führen in das Gebirge hinein. Der Hauptzugang ist die mehrere Stunden sich von Nord nach Süd hinstretchende Murudaschlucht. In dieser Schlucht

Operationen  
gegen Mo-  
renga. Ein-  
nahme der  
Karasberge  
März 1905.

ist reichliches gutes Gebirgswasser vorhanden und auch Weide an den Hängen.

In dieser Schlucht saß zur Zeit, als ich in Keetmanshoop ankam, der Führer der Bondelszwarts, Jakob Morenga, mit seinen Leuten und seinem Vieh, sowie die beiden Morris (Großleute der Bondelszwarts) mit ihrem Anhang.

Sie wurden zusammen auf 500—800 Gewehre geschätzt.

Morenga ist ein 50 Jahre alter baumlanger schlanker Herero aus dem Damaraland; er trägt entweder deutsche Schutztruppenuniform oder eleganten englischen Reitanzug; Vörrglas und Mauserpistole hängen an seinem Leibriemen.

Zu seinem Stabe gehört ein englischer Sekretär als Kriegsberichterstatter. Darin ist der Morenga uns über, wir haben im Hauptquartier keinen Berichterstatter.

Morenga hat früher in den englischen Kapminen gearbeitet, sich Geld verdient und war 1897 auf deutsches Gebiet übergesiedelt.

Durch großen persönlichen Einfluß und Führereigenschaften gelang es ihm, im Sommer 1904 zunächst einen kleinen Anhang raub- und abenteuerlustiger Bondelszwarts um sich zu sammeln.

Mit diesen plünderte er als eine Art Rinaldo Rinaldini die um die Karasberge gelegenen Farmen der Deutschen und Buren aus.

Am Leben von Farmern hat er sich jedoch nie vergriffen; im Gegenteil sind einzelne Züge von ihm bekannt geworden, die auf eine gewisse Großmut schließen lassen.

So hat er einem Farmer, den er ausplünderte, 600 Mark geschenkt, damit er sich ein Billett erster Kajüte nach Deutschland kaufen und heimreisen könne.

Zwei verwundete deutsche Soldaten, die in seine Hände gerieten, hat er mit Proviant versehen und nach Warmbad geschickt, damit sie sich verbinden lassen konnten.

Der Anhang dieses Mannes wuchs immer mehr; im August 1904 traf die gegen Morenga entsandte Patrouille des Leutnant Stempel bereits auf 100 Gewehre. Leutnant Stempel fiel, ins Herz getroffen; seine Patrouille wurde von Hauptmann von Koppj befreit.

Im November war Morengas Macht schon auf 300 Gewehre angewachsen.

Mit diesen versuchte er im November 1904 einen Angriff auf die von der Abteilung v. Koppj besetzte Station Warmbad, der aber nach heißem, schwerem Kampf, in dem Leutnant Schmidt und Leutnant von Heydebreck fielen, abgewiesen wurde.

Jetzt im Januar, als ich in Keetmanshoop eintraf, wurde — wie

bereits erwähnt — seine Macht, zuzüglich derjenigen der beiden Morris, auf 500—800 Gewehre geschätzt.

Ich beschloß, den Morenga, von welchem mir durch Spione gemeldet war, daß er mit allem Vieh, sowie Weibern und Kindern samt den beiden Morris in der Nurudaschlucht säße, anzugreifen.

Aus den mir im Süden zur Verfügung stehenden Truppen, von welchen der größte Teil erst vor kurzem aus der Heimat über Lüderitzbucht in Keetmanshoop eingetroffen war, bildete ich vier Abteilungen:

Abteilung von Kopp: 2 Kompagnien, 4 Geschütze; sie sollte von Kalkfontein, also von Süden her gegen die Karasberge vormarschieren.

Abteilung von Kamp: 2 Kompagnien, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre; diese Abteilung wurde in Keetmanshoop gebildet. Sie sollte über Hurub, also von Westen, in das Gebirge eindringen.

Abteilung Kirchner: 1 Kompagnie, 2 Geschütze, 2 Maschinengewehre sollte von Norden über Kosis—Aob marschieren.

Abteilung Lengerke: 1 Kompagnie, 2 Geschütze; war vom Auobabschnitt nach der Ostseite der Karasberge herangezogen worden, um über Kouchanas, also von Osten, mitzuwirken.

Sämtliche Abteilungen erhielten Befehl, ihren Vormarsch so einzurichten, daß sie Nurudas am 11. März früh erreichten.

Ich selbst begleitete Kolonne v. Kamp; ein Bastard, der früher in den Karasbergen gewesen war, führte uns. Desgleichen hatte jede der andern Kolonnen einen landeskundigen Führer mit.

Meine Angriffsdisposition beruhte auf einem Spezialplan der Karasberge, welchen ein Feldmesser, der früher in den Karasbergen tätig gewesen, entworfen hatte. Eine Kopie dieses Planes hatte jede der Angriffskolonnen mitbekommen.

Die Westabteilung, die Kolonne von Kamp, erreichte am 9. März früh nach viertägigem Marsch den Fuß des Gebirges bei Hurub. Noch am selben Tage wurde der Marsch in das Gebirge hinein fortgesetzt bis Kraikluft, wo Wasser sein sollte.

Als wir abends nach beschwerlichem Marsche über Felsgeröll bei Kraikluft ankamen, fanden wir unsre Hoffnung auf Wasser getäuscht.

Dagegen zeigte es sich, daß von Kraikluft der Weitermarsch nur noch auf einem Saumpfad erfolgen konnte, welcher in steilen und engen Windungen das vorliegende Plateau erklimmt.

An ein Mitnehmen der gesamten Pferde war nicht zu denken, der Weitermarsch mußte zu Fuß erfolgen.

Zunächst aber mußte Wasser herangeschafft werden.

Es blieb deshalb nur übrig, am 10. in aller Frühe Tiere und Eselgespanne mit Wassergefäßen den vier Stunden weiten Weg nach Hurub zurückzuschicken, um Wasser für die Leute für den Weitermarsch heraufzuholen.

Sämtliche Pferde bis auf die Offizier- und einige Patrouillenpferde blieben in Hurub zurück. Geschütze und Maschinengewehre sowie Proviant wurden auf Tragetiere gepackt.

Am 10. mittags, während wir in Kraikluft auf die Rückkehr der Wasserkolonne mit Sehnsucht warteten, wurden zum erstenmal Sottentotten bemerkt, welche, aus der Richtung Nurudas kommend, gegen die Höhen, welche die Kraikluft einschließen, vorgingen.

Da diese Höhen aber von unsern Posten besetzt waren, erhielten sie Feuer und gingen zurück.

Es war offenbar eine Abteilung, welche nach Bekanntwerden unsres Anmarsches den Auftrag hatte, sich uns an der Kraikluft vorzulegen.

Sie kam aber hierzu zu spät.

Der Feind begnügte sich damit, in der Marschrichtung auf Nurudas das Gras anzuzünden, in dem Glauben, uns dadurch aufzuhalten.

Nachdem im Laufe des Nachmittags des 10. mit großer Mühe Geschütze und Maschinengewehre auf das Plateau hinaufgebracht, auch das Wasser von Hurub eingetroffen war, wurde noch am Abend des 10. etwa eine Stunde weit in Richtung Nurudas vormarschiert, dann aber auf dem Plateau zur Ruhe übergegangen. Am Horizont leuchteten die ganze Nacht über die Grasbrände.

Am 11. mit Tagesgrauen wurde der Marsch über Steingeröll und durch stark zerklüftetes Gelände fortgesetzt.

Um 7 Uhr morgens fanden wir wider Erwarten eine sehr ergiebige Wasserstelle, an welcher sich die Leute erneut mit Wasser versahen und die Tragetiere getränkt wurden. Um 10 Uhr vormittags erreichten wir den Nordausgang der Nurudasschlucht.

Sie war vom Feinde besetzt. Unter Entwicklung der Avantgarde und der Artillerie in der Front und unter Linksumfassung durch das Gros wurde der Gegner bald geworfen. Wir hatten nur einen Toten und zwei Verwundete zu beklagen.

Das Detachement ging dann auf den Höhen beiderseits der Nurudasschlucht nach Süden vor, unter größten Anstrengungen, da mehrere tiefe Querschluichten überwunden werden mußten.

Noch immer war vom Detachement v. Koppj und Kirchner nichts zu spüren, auch kein Kanonendonner vernehmbar.

Da — etwa 1 Uhr nachmittags — wurden Hottentottenschwärme bemerkt, welche, aus südlicher Richtung kommend, Vieh auf der Höhe zu unsrer Linken abtrieben.

Die Artillerie fuhr gegen sie auf und beschoß sie wirksam.

Bei unserm weiteren Vordringen in südlicher Richtung mehrte sich die Zahl fluchtartig entgegenkommender Hottentotten. Insbesondere hatten die auf dem Ostabhang der Kurudaschlucht vorgehenden Teile unsres Detachements Gelegenheit, sie wirksam zu beschießen.

Diese uns entgegensüchtenden Feinde waren das erste Anzeichen von einem glücklichen Gefecht, welches die Abteilung v. Koppj inzwischen am Südausgang der Kurudaschlucht geführt hatte.

Diese Abteilung, welche bereits am 10. abends bei Garub, einer Wasserstelle zwei Stunden südlich Kurudas, ein leichtes Gefecht gegen Morris gehabt und ihn nach Kurudas zurückgeworfen hatte, war am 11. morgens am Südausgang der Kurudaschlucht auf die vereinigten Morenga und Morris gestoßen.

Hauptmann v. Koppj hatte unverzüglich angegriffen und nach mehrstündigem schweren Gefecht 12<sup>30</sup> nachmittags die Wasserstelle mit Sturm genommen.

Wenn somit auch das Detachement v. Kampj nicht mehr zum direkten Eingreifen in das Gefecht Koppjs kam, so hat es doch durch sein Herannahen den Sieg der Abteilung v. Koppj erleichtert, den Feind zum schnelleren Verlassen seiner Stellungen genötigt und den feindlichen Rückzug schwer bedroht.

Auch ist es durch das Herankommen des Detachements v. Kampj im Rücken dem Feind unmöglich gemacht worden, die Masse seines Viehs abzutreiben und alle Weiber und Kinder in Sicherheit zu bringen. So fiel fast das gesamte Vieh Morengas, etwa 500 Rinder und 4000 Stück Kleinvieh, sowie über 100 Weiber in unsere Hände.

Noch am Abend des 11. hatten die Abteilungen v. Kampj und v. Koppj, räumlich nur etwa 1½ Stunden voneinander getrennt, Lampenverbindung gefunden.

Von der Abteilung Kirchner jedoch fehlte am Abend des 11. jede Nachricht. Sorgenvoll schauten wir nach ihrem Herannahen aus, und ich entsandte schließlich eine Kompanie und zwei Geschütze unter Hauptmann von Erckert nach Norden, um die Verbindung herzustellen.

Nach 15 stündigem Marsche traf Erckert, ohne auf irgendeinen

Feind zu stoßen, die Abteilung Kirchner bei Kosis. Bei dieser Abteilung hatte sich inzwischen folgendes abgespielt:

Die Kolonne war am 10. März nachmittags 3 Uhr bei der Wasserstelle Luob auf eine stark besetzte feindliche Stellung gestoßen. Es entspann sich alsbald ein schweres Gefecht, zu dessen Beginn der Leutnant Fürbringer fiel. Bald darauf wurde auch der Führer, Hauptmann Kirchner, durch einen Schuß in den Unterleib in der Schützenlinie tödlich verwundet.

In dieser Lage übernahm der Oberleutnant Freiherr Grote das Kommando.

Die Artillerie hatte schon um 4½ Uhr ihren letzten Schuß verfeuert, und die Bedienung konnte nur nach als Infanterie in der Schützenlinie mitkämpfen. Selbst die Fahrer mußten in den Kampf mit eingreifen. Da trat gegen 5 Uhr auch bei der Infanterie Munitionsmangel ein. So blieb der tapferen Truppe nichts anderes übrig, als bei Einbruch der Dunkelheit die Feuerstellung zu räumen, die Verwundeten auf die Maschinengewehre zu laden und gegen Mitternacht nach der nächsten Wasserstelle Kosis zurückzukehren. Der dortige Höhenrand wurde zur Verteidigung eingerichtet.

Die Abteilung hatte fast die Hälfte ihrer Infanterie verloren. Tot waren außer den beiden Offizieren 9 Mann, schwer verwundet 15, leicht verwundet die Leutnants Beermann und Wolff nebst 11 Reitern. Hauptmann Kirchner hatte, wie sich später herausstellte, gegen die besten Krieger Morengas unter dessen persönlicher Führung gekämpft.

Hauptmann Erkert nahm jetzt die Abteilung Kirchner mit nach Kurudas, wo beide am 22. März eintrafen.

Was die Kolonne Lengerke anlangt, welche von Osten mitwirken sollte, so erhielt sie in der Gegend von Kouchanas mehrfach Gelegenheit, auf abziehende Banden von Hottentotten erfolgreich zu feuern.

Wie Hendrik Witboi in den Gefechten am Luob, so hatte auch Morenga jetzt nach einem bestimmten taktischen Plan gegen die von vier Seiten anrückenden deutschen Kolonnen zu operieren versucht. Und zwar ist aus Gefangenenausagen folgendes festgestellt:

Morris sollte die Abteilung v. Koppf südlich Kurudas mit etwa 100 Gewehren aufhalten. Inzwischen warf sich Morenga selbst mit seinen besten Orlogleuten am 10. März auf die schwächste deutsche Abteilung, die Kolonne Kirchner. Nachdem er ihr, wie wir wissen, so schwere Verluste beigebracht, daß sie beim Gefecht am 11. nicht mitwirken konnte, marschierte er noch in der Nacht vom 10./11. nach

dem Südausgang der Kurudaschlucht, um hier, wo das Gelände der Verteidigung ganz besonders günstige Gelegenheit bietet, der Abteilung Koppj entgegenzutreten. Koppj hatte aber den Morris, der ihn aufhalten sollte, schon am 10. abends über den Haufen gerannt und traf am 11. früh fast gleichzeitig mit dem von Norden her einmarschierenden Morenga an der Kurudaschlucht ein.

Morenga fand so keine Zeit mehr zu regelrechter Besetzung und wurde — wie wir wissen — um so schneller geworfen, als die Abteilung v. Kampj in seinem Rücken fühlbar wurde.

So ist Morengas Kriegsplan an dem energischen Vordringen und dem Zusammenwirken der Kolonnen v. Koppj und v. Kampj gescheitert.

Morengas Banden waren zersprengt, sie hatten mindestens 150 Tote gehabt und Morenga fast sein ganzes Vieh verloren. Die Karasberge waren in deutschen Händen.

Es wurde nunmehr von mir eine andre Verteilung der Kräfte angeordnet:

Die Abteilungen v. Koppj und Kirchner besetzten Kurudas und die umliegenden Wasserstellen, während Major von Kampj mit einer Kompagnie und zwei Geschützen nach Keetmanshoop abmarschierte, um hier das Beutevieh abzugeben.

Wie sehr das Vieh Lebensbedingung für die Hottentotten ist, geht daraus hervor, daß sie die Abteilung v. Kampj auf ihrem Marsch nach Keetmanshoop noch zweimal angriffen, um ihr Vieh zurückzuerobern. Sie wurden aber beide Male mit blutigen Köpfen abgewiesen.

Nach den Gefechten in den Karasbergen floh Morenga mit geringem Anhang auf englisches Gebiet. Von dort kehrte er nach mehreren Wochen zurück, und rasch gelang es ihm, die zersprengten Banden wieder um sich zu sammeln.

Unsre Truppen hatten dann im Laufe des Sommers in der Gegend östlich der Karasberge noch mehrere Gefechte mit seinen Banden zu bestehen, darunter am 15. Juni das schwere Gefecht bei *Karus*, in welchem Major von Kampj schwer verwundet wurde.

Dieses Gefecht ist äußerst typisch für die Fechtweise der Hottentotten; ich möchte mir daher erlauben, den Brief eines Offiziers, des Leutnants Chales de Beaulieu, vorzulesen, der mir über seine Erlebnisse im Gefecht folgendes schreibt:

„2 Uhr nachts bei Bollmond Ausbruch des Detachements, um im Karep Revier gemeldete Hottentotten bei Morgengrauen zu über-  
raschen.

Fortsetzung der  
Operationen  
gegen  
Morenga,  
Gendrik und  
Cornelius im  
Sommer und  
Herbst 1905.

Etwa 4<sup>30</sup> vormittags wird Halt gemacht und aufgeschlossen, da die Spitze vor sich Viehgebrüll und Hundegebell hört. Seitenaufklärung war ausgeschlossen, da rechts und links des Reviers, das uns als Weg diente, ungangbares Gebirgsgelände war.

Plötzlich wird in die Kolonnen von den Höhen hereingeschossen. Sofort wird das Detachement entwickelt, um in breiter Front die Höhen rechts der Schlucht zu ersteigen. Mein Zug mit 15 Mann wird auf die Höhen links des Reviers gesandt.

Hestig beschossen, gelingt es, die fast senkrechten Felswände zu erklimmen, ebenso gelangen die auseinander genommenen Gebirgsgeschütze auf den Höhenkamm (etwa 200 m über der Schluchtsöhle). Kaum ist das geschehen, da geht die Sonne auf; der Ernst des Gefechts beginnt.

Die Hottentotten hatten uns auf 30 Schritt auf ihre Stellung auflaufen lassen und begannen nun ein äußerst wirksames Feuer. Bevor das eine Geschütz einen Schuß abgab, lag die gesamte Bedienungsmannschaft tot oder verwundet.

Gelände so ungünstig wie nur möglich; dichte Kandelaberfaktusse und Buschwerk hinderten jede Übersicht. Die Hottentotten hatten sich sofort kleine Steinschanzen aus den umherliegenden Klippen gebaut — stets für einen Mann — und feuerten durch kleine Scharten. Artilleriewirkung minimal, da der Feind mit weiten Zwischenräumen vollkommen unregelmäßig in Stellung lag.

Beim Detachement wird schließlich der letzte Mann eingesetzt. Jedoch je breiter wir werden, der Feind dehnt sich mehr aus und es gelingt ihm schließlich, uns in beiden Flanken zu umfassen. Feind wird auf 300 Gewehre geschätzt; Gegner schießt nur mit rauchschwachem Pulver und verfügt anscheinend über viel Munition.

Unser gesamtes Detachement ist 87 Gewehre stark, so daß an weiteres Vordringen nicht zu denken.

Ich wurde — wie gesagt — unterdessen mit 15 Mann in der linken Flanke vorgesandt und sah bei Helligkeit an 50 Hottentotten gerade über mir den Höhenkamm besetzen. Ich ging sprungweise vor und war etwa um 9 Uhr im Besitz der Höhe. (Verlust zwei Mann.) Jedoch erkannte ich bald, daß nichts erreicht war. Der Gegner hatte nur etwa wie Gummi nachgegeben, war 30 Schritt zurückgewichen und suchte mich endlich in beiden Flanken zu umfassen. Bald hatte ich schwer unter Flankenfeuer zu leiden, wogegen ich meine Flügel herumbog.

Feind schoß nur, wenn wir ihm Ziel zeigten, so beim Springen

und beim Aufrichten des einzelnen Mannes zur Schußabgabe, während sonst minutenlang das Feuer vollkommen schweigt.

Auf wiederholtes Bitten erhalte ich sechs Mann Verstärkung. Weitere Verstärkungen wurden durch Hottentotten, die sich nun zwischen dem Gros und mir einnisteten, gehindert, bis zu meinem Zuge vorzudringen.

Feind erhält immer mehr Verstärkung durch die Schlucht.

Später erfuhren wir: Morenga, die Schwäche meines detachierten Zuges erkennend, zog alle seine Leute, ausgenommen diejenigen, die das Gros festhielten, zusammen, um den Zug zu vernichten und sich dann auf den Rücken des Detachements zu werfen. Die Bewegungen des Feindes waren unsern Augen vollkommen entzogen.

Plötzlich, um 1 Uhr etwa — wie auf ein Zeichen — ging von allen Seiten, vor allem aus dem Rücken, den wir noch frei wähnten, ein vernichtendes Schnellfeuer auf uns nieder.

Wir waren eingeschlossen! Wie unmerklich die Hottentotten sich heranzupirischen verstehen, dafür ein Beispiel:

Am linken Flügel hatte ich vier Mann mit etwa 50 Schritt Zwischenraum von uns etwas herumgebogen. Nur ein Mann entkam hier, der folgendes erzählte: Noch kurz vorher hätten sie sich verständigt, daß am linken Flügel anscheinend alles frei von Hottentotten sei, und dies mir zugerufen. Plötzlich seien etwa 30 Mann vom Feinde gleichzeitig 10 Schritt von ihnen hinter den Gebüsch aufgesprungen und hätten sich auf sie gestürzt und alle erschossen, bevor es möglich war, das Feuer zu erwidern; nur er sei durch Zufall entkommen.

Die Verluste bei mir mehrten sich immer mehr. Ich zählte bereits 7 Tote und noch mehr Schwerverwundete. Kritisch wurde die Lage, als die Leute mir zuriefen, die Munition ginge zu Ende. Über 10 Patronen hatte keiner mehr. Hilfe kam immer noch nicht. Unser Feuer wurde immer schwächer. Der Gegner pirschte sich von allen Seiten immer näher heran. Sturm wagte er nicht, er suchte uns nur durch Feuer zu erledigen. Da befahl ich, das Seitengewehr aufzupflanzen, um unter Mitnahme der Verwundeten mich nach hinten durchzuschlagen.

Der Durchbruch gelang. Beim Anblick der Bajonette wich der Gegner in meinem Rücken. Mit acht Verwundeten und nur drei Unverwundeten langte ich am Rande der Schlucht an. Wütend drängte der Gegner nach. Man hörte das Anfeuern durch die Großleute deutlich. Jetzt sandte ich die Verwundeten durch die Schlucht

zurück, indessen ich mit den drei Unverwundeten versuchte, den Gegner so lange abzuhalten, bis die Verwundeten in Sicherheit waren. Es gelang! —

Der Feind folgte nicht weiter, denn nun griff Kompagnie Erdert ein, die auf den Kanonendonner von Devenishpütz aus losmarschiert war und im kritischen Moment eintraf.“ —

Noch eine andre Episode aus einem dieser Gefechte möchte ich mir erlauben mitzuteilen, weil sie für das Verhältnis der Mannschaften zu ihren Offizieren bemerkenswert ist. Leutnant von Rheinbaben schreibt mir:

„Im Gefecht bei Spitzkoppe geriet die von mir geführte Spitze in einen Hinterhalt. Alles wurde abgeschossen oder verwundet, mir selbst das Pferd unter dem Leibe getötet. Nur mein Pferdehalter, der hinter mir ritt, war unversehrt geblieben und hatte sich rückwärts von mir hinter einen Busch gelegt.

Auch ich lag hinter Deckung und wurde mir erst mit der Zeit über meine unangenehme Situation klar, die durch Abhandenkommen meines Hutes noch verschlimmert wurde. Die afrikanische Mittagssonne meinte es wieder mal sehr gnädig, ich hatte zeitweise das Gefühl, schlapp zu werden. Die Hottentotten lagen mir dabei etwa auf zehn Schritt gegenüber und schossen bei der geringsten Bewegung, die sie bei mir wahrnahmen. Mein Pferdehalter merkte wohl die bei mir mit der Zeit eintretende Schlassheit und rief mir zu, ich möchte doch seinen Hut nehmen, ihm sei alles egal. Als ich sein Anerbieten abschlug, kam er zu mir gelaufen, legte seinen Hut neben mich und verschwand dann wieder hinter seiner Deckung. Daß dieser Mann mit dem Leben davongekommen ist, ist ein Wunder; ich verdanke ihm jedenfalls das meinige.

Ohne ihn wäre ich wohl ziemlich sicher in die Hände der Hottentotten gefallen, er war derjenige auch, der mich zum Zurückgehen bewog, denn selbständiges Handeln war mir in damaliger Situation nicht möglich.“ —

Bald nach dem Gefecht bei *Narus* bat Morenga um Verhandlungen, da er kriegsmüde sei.

General von Trotha war bereit, mit ihm zu verhandeln, da er der einzige war, der bisher anständig Krieg geführt hatte.

Morenga benutzte aber die Zeit der Verhandlungen nur dazu, seine Leute und sein Vieh sich erholen zu lassen und seine Munition zu ergängen.

Dann brach er eines schönen Tages den ihm bewilligten Waffen-

stillstand, indem er der ihm gegenüberstehenden Kompagnie Erkert das Vieh abtrieb und in südlicher Richtung verschwand.

Darauf ist er östlich an Warmbad vorbei nach dem Dranje gezogen.

Oberstleutnant van Semmern ist ihm mit einer stärkeren Abteilung gefolgt und hat ihn Ende Oktober in einer verschanzten Stellung am Dranje bei Hartebeestmund angegriffen.

Es kam hier zu einem schweren Gefecht, welches siegreich für uns endete, aber leider mit einem Verlust von 3 Offizieren und 13 Mann tot, 3 Offizieren und 31 Mann verwundet.

Morenga zog in westlicher Richtung ab.

Unsre Abteilung mußte nach Warmbad zurück aus Mangel an Munition und Proviant.

Jetzt hat im Süden Major von Estorff das Kommando übernommen und wird, sobald die Abteilung in Warmbad sich retabliert haben wird, die Verfolgung Morengas wieder aufnehmen, der in den Dranjebergen vermutet wird.

Hendrik Witboi haben wir in der Kalahari verlassen, wohin er nach den Auobgefechten im Januar geflohen war. Von dort ist er im Juli unbemerkt über den Auob nach Westen herüber gewechselt und plötzlich am Keitsub und Tjacheib (westlich von Gibeon) aufgetaucht.

Das Oberkommando zog im August alle verfügbaren Truppen zu konzentrischem Vormarsch gegen ihn zusammen, um ihn zum Kampf zu stellen.

In weitem Bogen standen unsre Truppen, vor welchen der Feind in nordwestlicher und westlicher Richtung gegen die Namib zurückwich, etwa von Chamis über Kumakams—Grootfontein bis Zaris.

Dem rechten Flügel unsrer Truppen, der Abteilung des Majors Meister, war es vergönnt, am 15. September eine etwa 300 Gewehre starke Herero- und Hottentottenbande bei Kubib zu fassen, entscheidend zu schlagen und auseinanderzusprennen.

Hendrik Witboi selbst aber ist es gelungen, mit seinen Leuten, sie in kleine Banden zerteilend, unbemerkt nach Osten zu entkommen.

Eine dieser Banden hat dann am 29. Oktober unter persönlicher Führung des alten Kapitäns einen deutschen Verpflegungstransport bei Fahlgras überfallen. Dabei soll Hendrik den Todeschuß erhalten haben.

Die Kapitänschaft ging auf seinen Sohn, Samuel Jsaak, über,  
von Deimling, Südwestafrika.

Tod des  
Kapitäns  
Hendrik  
Witboi.

und dieser hat sich jetzt mit einem Teil seines Stammes der deutschen Truppe freiwillig ergeben.

Den dritten im Bunde, den Cornelius, hatten wir zu Anfang des Jahres am Hudup verlassen.

Von dort wurde er von unsern Truppen im Laufe des Sommers westlich an Keetmanshoop vorbei bis an den Dranje hinuntergejagt. Jetzt ist er aber wieder auf demselben Weg nach Nordbethanien zurückgekehrt.

Eine gemischte Truppenabteilung ist mit seiner Verfolgung beauftragt.

Kurz präzisiert ist gegenwärtig die Lage folgende: die Hereros unterworfen, der Friede mit ihnen angebahnt.

Im Norden des Hottentottenlandes fangen die Stämme der Witbois, der roten Nation und der Franzmann-Hottentotten an, sich zu ergeben.

Im Nordbethanierland aber und im äußersten Süden stehen noch unsern Truppen gegenüber:

Cornelius und Morenga.

Diese müssen erst zu Boden geworfen werden, bevor an Verhandlungen mit ihnen zu denken ist.

Trotz dieser günstigen Kriegslage ist manchen in der Heimat das Tempo unsrer Erfolge zu langsam gegangen; sie haben von uns erwartet, daß wir den Hereros und Hottentotten ein Sedan bereiten und sie möglichst mit einem Schlage vernichten oder gefangen nehmen würden.

Wer aber meinen Ausführungen gefolgt ist, wird aus der Eigenart und den ungeheuren Schwierigkeiten südwestafrikanischer Kriegsführung erkannt haben, daß jene Unmögliches verlangen.

Sie möchte ich auch auf die Geschichte der Kolonialkriege anderer Völker verweisen. Sie werden nirgends ein Beispiel finden, wo in so verhältnismäßig kurzer Zeit gleiche Erfolge errungen sind wie bei uns; dagegen mancherlei Beispiele, wo die Niederwerfung aufständischer Eingeborener ein Menschenalter und noch länger gedauert hat.

Es gibt Mörgler bei uns, welche behauptet haben, unser Offizierkorps sei, durch den Materialismus unsrer Zeit verweichlicht, im Rückgang begriffen, und damit auch die Armee.

Ich habe unsre Truppe in 7 schweren Gefechten persönlich kämpfen sehen, ich habe sie beim Ertragen der unglaublichsten

Strapazen beobachtet, ich kann nur sagen: ihr Verhalten ist über alles Lob erhaben.

Die Leute folgen ihren Offizieren gern und willig in den Tod, die Offiziere gehen voran.

Jede Patrouille gegen die Hottentotten ist ein Todesritt, und doch drängen sich Offiziere und Mannschaften zu diesen Ritten.

Als ich im April den Baiweg hinunter nach Lüderitzbuch marschierte, baten mich Unteroffiziere und Reiter, sie doch von der Steppe wegzunehmen, sie wollten so gern einmal an den Feind.

Wir brauchen uns Gott sei Dank die Japaner nicht zum Vorbild zu nehmen; was wir zum Siegen brauchen, haben wir in der eignen Brust, und noch ist der alte Geist unverändert in der Armee!

Wenn die brave Truppe den Aufstand noch nicht endgültig hat niederwerfen können, so liegt es daran, daß der Feind nicht Stand hält, sondern auseinanderstiebt wie Spreu vor dem Winde, wenn man ihm auf den Leib rückt.

In jedem europäischen Krieg, auch in dem in der Mandchurei, marschirt es sich leichter, kämpft es sich leichter und siegt es sich leichter als in Afrika.

Wir haben bis jetzt schon mehr Offiziere verloren als im ganzen Feldzug 1864 einschließlich Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Es sind bis jetzt gefallen bzw. den Wunden erlegen 62 Offiziere, 565 Mann; verwundet 73 Offiziere, 675 Mann.

Die Zahl der Gefallenen im Jahre 1870/71 betrug 15 vom Hundert des Gefechtsverlustes; im bisherigen Herero- und Hottentottenfeldzug 44 vom Hundert des Gefechtsverlustes.

Auch unsrer Ärzte will ich gedenken, deren Verhalten sich würdig dem der Offiziere an die Seite stellt.

Bei der schweren Typhusepidemie haben sie ihres Amtes mit einer Aufopferung gewaltet, für die ihnen die Truppe den größten Dank weiß.

In den Gefechten habe ich sie mitten im feindlichen Feuer die Verwundeten aus der Schützenlinie herausholen sehen, weil es an Krankenträgern fehlte. Daß sie dabei dem Feind ein größeres Ziel boten als die liegenden Schützen, dessen achteten die Ärzte nicht.

Nach den ersten Verlusten habe ich für die Gefallenen meines Regiments einen Nachruf an die Zeitungen in die Heimat geschickt. Nachher aber habe ich's aufgegeben, weil ihrer zu viele wurden.

Jetzt aber will ich den gefallenen Kameraden, Offizieren wie Reitern, ein Denkmal im Herzen meiner Zuhörer setzen:

Wenn sie auch fern von der Heimat gefallen und begraben sind,

das Grab mit afrikanischen Klippen bedeckt, ein Kreuz aus Dornbaumholz darauf gesteckt, und über allen Gräbern das strahlende Kreuz des Südens: so sind sie doch gefallen für ihren Kaiser und für ihr Vaterland — ebenso als ob sie zur Verteidigung der heimischen Grenzen ausgezogen wären.

\* \* \*

Ich komme zum dritten und letzten Abschnitt meines Vortrags:

### **Welchen Nutzen verspricht uns die Kolonie?**

Jedem, der draußen seine Augen aufgemacht hat, ist es klar, daß Südwestafrika wegen seines Wassermangels kein Land für Ackerbau, sondern nur ein Land für Viehzucht ist.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß nicht der Farmer seinen Kohl bauen kann. Im Gegenteil, man wird an einzelnen Orten, wo reichlich Wasser ist, auch mit Ackerbau gute Ergebnisse erzielen können. Über den kolonialen Inlandbedarf hinaus werden die Erträge des Ackerbaues aber niemals gehen.

Welche Aussichten bietet nun das Land für die Viehzucht?

Zur Beantwortung dieser Frage sind wir nicht auf bloße Theorien angewiesen, sondern wir haben eine praktische Grundlage — nämlich den Vergleich mit Englisch-Südafrika.

Englisch-Südafrika mit Ausnahme des östlichsten und südlichsten Teils hat dasselbe Klima, dieselben geologischen Verhältnisse, die gleichen Niederschläge wie unser Schutzgebiet.

Da Englisch-Südafrika eine längere Besiedelungszeit hinter sich hat als unsere Kolonie, so kann es uns zeigen, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, welche wirtschaftlichen Ergebnisse wir aus unserm Schutzgebiet erwarten dürfen, auf dem die natürlichen Verhältnisse identisch oder ähnlich sind wie dort.

Die von der Natur am wenigsten begünstigten Teile des englischen Gebiets, und nur diese sollen, um ganz sicher zu gehen, zum Vergleich herangezogen werden — weisen eine Besetzung mit Kleinvieh (Wollschafen, Fleischschafen, Angoras und gewöhnlichen Ziegen) von 5—50 Stück auf den Quadratkilometer auf, ohne daß damit schon überall die Grenze der Beweidungsfähigkeit des Landes erreicht wird.

Übertragen wir diese Verhältnisse auf unser Schutzgebiet, so ergibt sich ohne weiteres für unsere Kolonie die Möglichkeit, zehn bis fünfzehn Millionen Stück Kleinvieh zu züchten. —

Was die Rindviehzucht anlangt, so liegen nach den Angaben des Ansiedlungskommissars Dr. Rohrbach in Swakopmund, dessen neulich gehaltenem Vortrag ich diese Zahlen entnehme, die Verhältnisse bei uns und im Kapland nicht so ohne weiteres gleich, daß man mit diesen Vergleichen operieren könnte. Wenn es aber im Kapland zwei Millionen Rinder gibt, wie die Viehzählung von 1904 ausweist, so können wir die Hälfte dieser Ziffer doch unbedenklich als das Minimum des für uns Erreichbaren annehmen.

Das Kapland exportiert heute 16 Millionen Kilo Wolle und 11½ Millionen Stück Schaf- und Ziegenfelle.

Es liegt kein Grund vor, den gleichen Export, wie ihn das Kapland hat, nicht auch für uns für erreichbar zu halten.

Voraussetzung ist aber, daß für unsre Kolonie, wie dies auch seitens der Engländer für das Kapland geschehen, die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, um die bisher wasserarmen oder wasserlosen Weidegebiete wirtschaftlich aufzuschließen.

Es gibt bekanntlich Menschen, welche die Gabe besitzen, das Vorhandensein unterirdischer Wasseradern mit Hilfe der Wünschelrute zu spüren. Die Hinaussendung solcher Wasserfinder in unser Schutzgebiet wäre sehr zweckmäßig.

Die Engländer haben in den 14 Jahren von 1891 bis 1904, wovon zwei schwere Kriegsjahre waren, in der Kapkolonie 1551 Bohrlöcher zu Wassererschließung getrieben. Darunter eine beträchtliche Zahl Tiefbohrungen bis zu 300 Fuß. Zwei Drittel der Bohrkosten bestreitet die Regierung, ein Drittel der betreffende Farmer.

Die Resultate der Tiefbohrungen sind direkt überraschend. Dr. Rohrbach hat bei einer Reihe 250—300 Fuß tiefer Bohrlöcher und zwar in bisher ganz wasserarm erscheinenden Gegenden Wassermengen von 80 000 bis 250 000 Liter in 24 Stunden angegeben erhalten, die auf verschiedene Methoden — Dampfmaschine, Windmotore, Petroleummotore — gehoben wurden.

Dieser Vergleich mit Englisch-Südafrika zeigt, was wir von unsrer Kolonie erwarten können, wenn wir die von den Engländern in ihrem Land gemachten Erfahrungen anwenden. Freilich haben die Engländer Geld in ihr Land gesteckt, dafür holen sie aber auch etwas heraus. Wir Deutschen wollen aus den Kolonien immer nur herausholen, ohne etwas hineinzutun.

Noch eine andere Tatsache möchte ich hier ins Treffen führen. Der Beweis, daß wir durchaus keinen Grund haben, die Zukunft unsrer Kolonie pessimistisch anzusehen, ist die Tatsache, daß mit ganz wenigen Ausnahmen alle bisherigen Farmer wieder nach

Afrika hinaus wollen, sobald der Friede zurückgekehrt ist. Dies würden sie nicht tun, wenn sie nicht das Land liebgewonnen hätten, und wenn sie nicht Vorteil von ihm erwarteten.

Auch bei Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Schutztruppe habe ich vielfach die Absicht äußern hören, sich draußen anzusiedeln zu wollen, weil ihnen das Land gefiel.

Als ich im Frühjahr von Keetmanshoop nach Lüderixbucht marschierte, traf ich bei Schlangenkopf, einer Farm westlich Keetmanshoop, einen Landsmann aus Baden, bei Freiburg zu Haus.

Er erzählte mir, daß er lange Jahre in Transvaal eine Farm gehabt, dieselbe aber im Burenkrieg verloren hätte. Jetzt habe er die Farm Schlangenkopf gekauft. In Transvaal hätte eine so gute Farm sicher den zehnfachen Preis gekostet.

Auf die Frage, ob er sich nicht nach seiner schönen badischen Heimat zurücksehne, meinte er „nein“; hier gefiele es ihm besser. Einige Hottentotten hüteten ihm die Herde; dafür bekämen sie Reis, Kaffee und ab und zu Tabak. Er selbst, so erzählte er weiter, halte sich zwei Reitpferde, damit inspiziere er täglich einmal seine Herde; oft hänge er sich seine Flinte um und ritte auf die Jagd. Sein Höchstes aber sei es, wenn er auf den Schlangenkopf hinaufsteige und sich sagen könne, alles, was du hier siehst, soweit das Auge reicht, gehört dir. — Dieses Gefühl, Herr über eigenen Grund und Boden zu sein, sei so schön, daß es ihn wie mit tausend Banden in Afrika festhalte. Später, wenn er auf seiner Farm zu Wohlstand gekommen, kehre er vielleicht in die badische Heimat zurück.

So wie der Farmer von Schlangenkopf denken wohl auch die alten Farmer, die es wieder hinauszieht, und die jungen Schutztruppler, welche sich draußen anzusiedeln wollen.

Meine persönliche Überzeugung ist es, nach allem, was ich draußen gesehen und gehört, daß jemand, der in der Heimat ein kleines Kapital besitzt, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, ein Kapital, mit dem er bei uns noch keine Bauernkathe kaufen kann, daß der draußen zu Wohlstand kommen kann, wenn er tüchtig und sparsam ist.

Um die Besiedelung zu begünstigen, müssen die alten Farmer voll entschädigt werden, neuen Ansiedlern muß das Land umsonst gegeben werden. Wir haben ja jetzt Land genug; ein und ein Drittel mal so viel als ganz Deutschland; denn den Eingeborenen, mit Ausnahme der treugebliebenen Bastards und Betscha-Hottentotten, muß tun als Viehwächter und Arbeiter bei den Farmern Dienste; der ihr Land abgenommen werden. Die unterworfenen Eingeborenen

Rest wird in „Lokationen“ unterzubringen sein, d. h. in Wersten im unmittelbaren Anschluß an deutsche Stationen wie Windhuk, Gibeon, Keetmanshoop, Warmbad u. a. In diesen Lokationen stehen die Eingeborenen unter Aufsicht der Regierung, für welche sie zu Arbeiten herangezogen werden gegen Kost und Lohn. —

Bei Bewertung unsrer Kolonie müssen wir auch die Mineralproduktion in Betracht ziehen, deren Anfänge vor dem Aufschwung stehen. Es sind dies die Otawi-Kupferminen, die nach Eröffnung der Otawi-Bahn in Betrieb genommen werden sollen; ferner die Kupfererzlagerstätten von Gorab und Otjisongati, zu deren Ausbeutung sich Gesellschaften gebildet haben. Bei Gibeon, wo der gleiche Blaugrund ist wie in den Diamantlagern von Kimberley, wird Diamant vermutet. Das Gibeoner Diamant Syndikat wird nach Wiederherstellung der Ruhe die Blaugrundstellen in Untersuchung nehmen.

Die Hauptbedingung aber — ich betone es nochmals — nicht nur für die glückliche Fortsetzung der militärischen Operationen, sondern auch für die wirtschaftliche Zukunft der Kolonie bleibt der Bau einer Eisenbahn von Lüderiksbucht nach Keetmanshoop mit der Aussicht des späteren Anschlusses an Windhuk und an das Bahnnetz der Kapkolonie; und die zweite Bedingung ist: die Gewährung von Mitteln zur Wassererschließung.

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen angelangt. Möchte es mir gelungen sein, Sie davon zu überzeugen, daß Südwestafrika keine Wüste und Sandbüchse ist, sondern, daß es eine wirtschaftliche Zukunft verspricht, wenn wir uns bloß des Landes sorgend und helfend annehmen.

Die jetzige kritische Zeit müssen wir mit Mut und Ausdauer ertragen; auf Regen wird Sonnenschein folgen.

Gewiß ist es zu bedauern, daß der Aufstand Hunderte von Millionen verschlingt. Wir müssen dieses Übel aber nicht immer nur durch die Brille des Rechnungsrates betrachten, sondern auch einmal unter dem Gesichtswinkel, daß der südwestafrikanische Krieg eine ganz ausgezeichnete Schule für unser Heer bildet, welches eine 34jährige Friedenszeit hinter sich hat.

Je mehr Offiziere und Reiter durch diese Schule gehen, desto besser; frischer Sauerstoff wird uns zugeführt.

Auch die ganze Nation wird ihren Segen davon haben, daß Tausende junger Männer ferne Länder und Meere gesehen, und ihren Gesichtskreis erweitert haben. Jeder von diesen jungen Männern macht draußen im Krieg einmal schwere, ernste Stunden durch, in

denen er in seinem Innern schneller reist, als zu Hause in Jahren. Wer den Orlog in Afrika mitgemacht hat, kommt als ganzer Mann heim mit festem Charakter.

Berwerflich aber wäre es, aus diesem Grunde etwa die baldige Beendigung des Aufstandes nicht herbeizusehnen. — Im Gegenteil, wir wollen aus vollem Herzen wünschen und hoffen, daß dem unglücklichen Lande bald der Friede wiederkehrt und neues Leben aus den Ruinen erblüht.

Unsern braven Truppen aber draußen wird ihre schwere Aufgabe erleichtert werden, wenn sie von dem Bewußtsein getragen werden, daß das ganze deutsche Volk mit seinem Herzen bei ihnen ist! —

Januar 1906.



# Südwest-Afrika.

von Oberst von Deimling, Südwest-Afrika



1:3.000.000

Berlin, N.W.T. Verlag von P. Esenschmidt



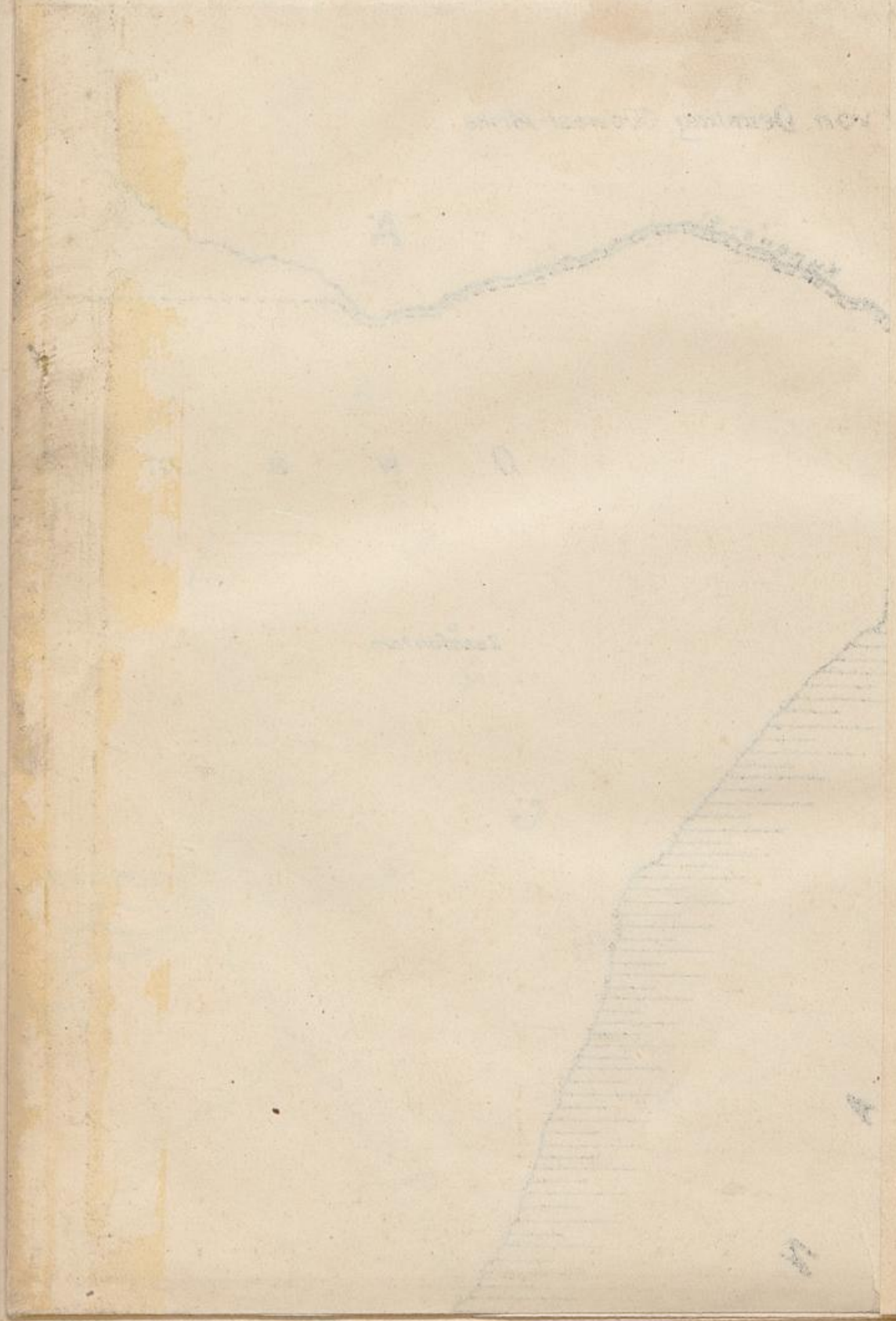
A  
L  
A  
N  
D

Uppington

N D

Berlin, N.W.7 Verlag von R. Eisenschmidt

von ...







28. i. Ld. 1974

6201 ZGW '91

%K#658%



٪K#658٪



K  
6



K  
658